This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 306 198

Deutsches Lesebuch

von

Dr. F. C. Baldamus,
weil. Direktor der höheren Bürgerschule in Frankfurt am Main.

Vorstufe.

Zweites Schuljahr. (Octava.)

Elfte,
mit der zehnten übereinstimmende Auflage.

Herausgegeben

von

Dr. E. Scholderer,
Direktor der Adlerflychtschule in Frankfurt am Main.

Frankfurt am Main.
Moritz Diesterweg.
1886.

EDUC.-
PSYCH.
LIBRARY

GIFT

PF3116
P22
1886
PSYCH. LIBRARY

Vorwort.

Wenn die überaus große und noch immer wachsende Zahl deutscher Schullesebücher das Unternehmen der Herausgabe eines solchen vielleicht als ein gewagtes erscheinen lassen möchte, so weist doch jene Fülle und jenes Wachstum derselben unzweifelhaft auch auf innerliche und berechtigte Gründe und Ursachen hin. Und in der That wird man sich über die Menge der Lesebücher wohl weniger wundern, wenn man einerseits den mächtigen Umfang des Schulgebietes überblickt, dem sie dienen sollen, welches fast kein anderes ist als das ganze Schulwesen überhaupt, andrerseits der immer komplizierter werdenden Gliederung des Unterrichtswesens gedenkt und endlich auch die Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten auf dem engeren Felde des deutschen Unterrichts berücksichtigt. Selbst für den Fall, daß volle Klarheit und Übereinstimmung in den wesentlichen organisatorischen und didaktisch-methodischen Fragen gewonnen wird, wird man immer noch einer leidlichen Mannigfaltigkeit auf diesem Gebiete der Schulbücherlitteratur bedürfen; zur Zeit, wo solche Klarheit und solches Einverständnis noch nicht vorhanden, kann auch in Bezug auf Inhalt und Anordnung der Lesebücher das Stadium des Suchens und Versuchens noch nicht für überwunden gelten.

Was nun das vorliegende Lesebuch angeht, so hat der Verfasser desselben sein Augenmerk vorzugsweise auf höhere Unterrichtsanstalten gerichtet, das heißt hier auf solche, welche in keinem Falle den deutschen Unterricht und mit ihm das deutsche Lesebuch für den Unterricht in den realen Fächern ausnutzen wollen oder sollen. Das Lesebuch setzt voraus, daß die Schule, welche es benutzt, eine allgemein vorbildende Anstalt, keine Fachschule sei; daß sie aus einer Reihe von subordinierten Klassen bestehe, von denen namentlich die 3—4 unteren einen einjährigen Kursus haben; daß sie in ihrer Gesamtaufgabe über dem Ziele der sogenannten Elementarschule stehe, also einen besonderen und gründlichen Realunterricht erteile und wenigstens *eine* fremde Sprache in ihren Lehrplan aufgenommen habe. Es handelt sich um Schulen, welche dem Unterrichte in der Muttersprache eine Stellung im Centrum der Schule einräumen, aber nicht darauf angewiesen sein wollen, in dem deutschen Unterricht oder im Anschlusse an das Lesebuch Realunterricht zu erteilen. Das vorliegende Lesebuch wünscht zwar dem Unterrichte in der Geschichte, Geographie, Naturkunde recht kräftig zu Hilfe zu kommen, es wünscht den Gesichtskreis des Schülers nach allen Seiten zu erweitern, den Schüler vielseitig anzuregen; aber es setzt voraus, daß der deutsche Unterricht, bei dem es gebraucht wird, immer in erster Linie deutscher Unterricht bleibt. Es ist

ferner bei der Gliederung des Buches das System der natürlichen, einjährigen Klassen berücksichtigt worden, als derjenigen Gestaltung höherer Schulen, welche hoffentlich immer mehr zur Geltung und Ausführung gelangen wird. Wird dann zugleich der deutsche Unterricht, was vielleicht auch mit einer Reform des Seminarwesens zusammenhängt, zu weiterer innerlicher Vervollkommnung gebracht, so wird er auch umfangreicherer, sich von unten systematisch und organisch aufbauender Lehrmittel bedürfen. Es wird Regel werden, daß jede Klasse ihr Lesebuch hat, und es kann sich dabei nicht empfehlen, Lesebücher von verschiedener Anlage und Anordnung aufeinander folgen zu lassen.

Dem Lesebuch ist ein kurzer grammatischer Leitfaden in der Weise beigegeben, daß den einzelnen Teilen die der betreffenden Unterrichtsstufe angemessenen Hauptabschnitte der Grammatik im Anschlusse an die Behandlung der deutschen Sprachlehre vom Boden germanistischer Wissenschaft vorgedruckt sind. Zu Grunde gelegt worden ist dabei die bekannte und treffliche Grammatik von Hoffmann (Clausthal). Der unteren Stufe ist in diesem Sinne ein Kanon der Orthographie*) und ein Abriß der Formenlehre, der mittleren eine Übersicht der Satz- und Interpunktionslehre, sowie eine Tabelle der Präpositionen, dem fünften Teile (obere Stufe 1.) eine kurze Metrik und Poetik beigegeben.

Die Einteilung des Lesebuchs in 3 Stufen bedarf kaum der Begründung, da sie den drei Hauptstufen, welche eben zugleich Entwicklungsstufen sind, genau entspricht. Die untere Stufe (Teil 1 und 2) ist für Knaben und Mädchen im Alter von 8—10 Jahren bestimmt. Der erste Teil (untere Stufe, erster Kursus**) der sich an die Fibel anschließt, also einige Lesefertigkeit voraussetzt, wird für die beiden letzten Kurse der sogenannten Vorschule, oder wo solche Abtrennung der Elementarkurse nicht besteht, für das zweite und dritte Schuljahr geeignet sein. Der zweite Teil (untere Stufe, zweiter Kursus), etwa für das 10. Lebensjahr oder 4. Schuljahr (Sexta) und dieser Klasse parallele Schulstufen, hat eine Anzahl griechischer Sagen nach Niebuhr und Becker aufgenommen, für deren Berücksichtigung neben dem anerkannten Wert dieser Stoffe der Umstand sprach, daß in dem Geschichtsunterricht der Unterklassen leider gar zu wenig Raum bleibt für die breitere Darstellung dieser das Jugendalter so anmutenden epischen Stoffe. —

Die mittlere Stufe (Teil 3 und 4) ist für das 10.—13. Lebensjahr bestimmt. Auch sie zerfällt in 2 Teile (erster und zweiter Kursus), von denen der erste also nach Quinta, der zweite nach Quarta gehören würde oder in Bezug auf Alter und Entwicklung ungefähr gleichstehende Unterrichtsstufen. Die grammatischen Beigaben sind oben schon erwähnt. In der Auswahl der Lesestücke ist hier besonders, und zwar in chronologischer

---

*) In der neuesten Auflage unter der Voraussetzung weggelassen, daß die Schüler im Besitze des „Regel- und Wörterverzeichnisses" sind.

**) Jetzt in 2 Abteilungen, für das 2. und 3. Schuljahr bestimmt, zerlegt, deren erste, um Irrtümern vorzubeugen, als „Vorstufe" bezeichnet wurde. Vergl. die nachfolgende Vorrede zur 9. Auflage.

Ordnung, die Geschichte, zunächst die der Griechen und Römer, dann die deutsche benutzt worden. Das Deutsche in Sage und Geschichte, in geographischer und naturhistorischer Schilderung tritt in diesen beiden Teilen entschieden in den Vordergrund.

Die obere Stufe endlich zerfällt gleichfalls in zwei Abteilungen. Der erste Kursus (5. Teil), eingeleitet durch eine Übersicht der Metrik und Poetik, umfangreicher als die ersten 4 Teile, soll der Altersstufe von 13—16 Jahren, also etwa dem Kursus der Tertia, resp. Untersecunda dienen. Durch Fortführung der nationalen Geschichtsbilder und Charakteristiken bis auf die Zeit der Freiheitskriege, unter gleichzeitiger Erweiterung der naturwissenschaftlichen Lesestücke, zugleich die bisher absichtlich möglichst zurückgehaltenen kennenswertesten Balladen und Gedichte unserer klassischen Dichter nunmehr einführend, gedenkt dieser Teil als letztes Schullesebuch allen denen dienen zu können, welche um das 16. Lebensjahr ihre Schulzeit beenden. Denen dagegen, welche ihren Schulbesuch noch fortsetzen, und — wie sich auch die Schule oder Klasse nenne — so weit gelangen, daß sie in die Kenntnis der wichtigsten Perioden der deutschen Litteratur und der hervorragendsten Dichter und Prosaiker eingeführt werden können, bietet sich der letzte (6.) Teil des Werkes dar, aus einer poetischen und einer prosaischen Anthologie (vom Jahre 1500 ab) bestehend. Der poetische Teil hat dabei von Bruchstücken aus den bekanntesten dramatischen Werken Goethes und Schillers namentlich deshalb abgesehen, weil einige dieser Hauptwerke in der Schule ganz gelesen zu werden pflegen. Die immer wachsende Zugänglichkeit dieser Perlen unserer Litteratur macht dies jetzt selbst Unbemittelten leicht möglich.

Verfasser und Verleger werden sich nur freuen, wenn die dem Werke bereits vielfach zugewendete Teilnahme sich auch darin äußert, daß die Herren Lehrer, welche das Buch oder einzelne Teile desselben brauchen, ihre etwaigen Bedenken und Wünsche unumwunden mitteilen. In dieser Beziehung an sie gelangende Äußerungen, welche sie sich unter der Adresse der Verlagshandlung erbitten, werden auf dankbare und sorgfältigste Prüfung gewiß rechnen dürfen. —

Frankfurt a. M., 31. März 1861.

Dr. **F. C. Paldamus.**

Vorwort zur neunten Auflage.

Seit längerer Zeit ist seitens solcher Schulen, welche drei Vorschulklassen zählen, der Wunsch laut geworden, es möchte dem Paldamusschen Lesebuch eine Vorstufe zugegeben werden, welche zwischen die Fibel und den ersten Teil trete. Wenn nun auch an manchen Schulen, z. B. an der vom Herausgeber geleiteten, der erste Teil, sich direkt an die Fibel anschließend, länger als ein Jahr in Gebrauch blieb, so war doch nicht

zu leugnen, daß sich dabei mancherlei Mißstände ergaben, welche leicht dadurch beseitigt werden konnten, daß die Lesestücke des ersten Teils unter angemessener Vermehrung derselben in zwei Abteilungen zerlegt wurden, deren erste die hier vorliegende Vorstufe bildet. Die Absicht zu einer solchen Veränderung bestand schon lange; daß ihr die Ausführung nicht früher folgte, hat seinen Grund in dem ebenfalls mehrfach geäußerten Wunsche, es möchten in den neuen Auflagen nicht so durchgreifende Veränderungen eintreten, daß die Benutzung der älteren Ausgaben neben der neuen erschwert wäre. Dieser Grund ist nun durch die bekannte, die Orthographie regelnde Ministerialverfügung hinfällig geworden. Der Gebrauch zweier in der Orthographie verschiedener Ausgaben neben einander in einer und derselben Klasse erscheint danach nicht möglich. So war denn die erwünschte Gelegenheit gekommen, jenen Wünschen sowohl als denen, welche sich auf eine Vermehrung der Zahl der Lesestücke bezogen, gerecht zu werden. Da das Prinzip des Buches*) dasselbe geblieben ist, so steht zu hoffen, daß dessen alte Freunde ihm ihren Beifall bewahren, und daß es in seiner neuen Gestalt auch neue Freunde gewinnen werde**).

Frankfurt a. M., September 1880.

Dr. **E. Scholderer.**

Vorwort zur elften Auflage.

Die elfte Auflage stimmt mit der neunten und zehnten durchaus überein.

Frankfurt a. M., Februar 1886.

Dr. **E. Scholderer.**

---

*) Siehe Einleitung zum 1. Teil (S. XV. ff.): „Zur Methodik des deutschen Unterrichts".

**) Die neuen Auflagen stehen den Herren Lehrern, welche das Lesebuch benutzen, stets in gebundenen Exemplaren gratis und franko zu Diensten; ich bitte dieselben, sich bei Bedarf schriftlich oder mündlich direkt an mich wenden zu wollen.

Der Verleger.

I. Inhaltsverzeichnis.

Nr.	Überschrift des Lesestückes.	Verfasser.	Seite.
1.	Morgengebet	W. Hey.	1
2.	Gebet	H. Albert.	1
3.	Das Veilchen	F. Noll.	1
4.	Der Lenz ist angekommen	D. Knaben Wunderhorn.	2
5.	Frühlingsankunft	Hoffmann v. Fallersleben.	2
6.	Der Storch	W. Hey.	3
7.	Der Rabe und der Fuchs	W. Curtman.	3
8.	Der Storch und der Spatz	K. Enslin.	4
9.	Der Vogel	W. Hey.	4
10.	Das Vogelnest	L. Kellner.	4
11.	Frühlingsruf	R. Reinick.	5
12.	Der Hund mit dem Fleisch	W. Curtman.	5
13.	Rätsel	Schierhorn.	6
14.	Horch, mein Schätzchen, wie das Spätzchen vor dem Fenster bittet und bettelt	F. Güll.	6
15.	Die Katze und die drei Hunde	W. Curtman.	7
16.	Frühlingslied	L. H. C. Hölty.	8
17.	Die Grasprinzessin	W. Curtman.	8
18.	Hans und die Spatzen	R. Löwenstein.	9
19.	Das treue Fischlein	W. Curtman.	9
20.	Spruch	R. Reinick.	10
21.	Das Vogelnest	J. Sturm.	10
22.	Des Bienchens Frühlingsschmaus	W. Curtman.	11
23.	Guten Morgen	R. Löwenstein.	12
24.	Rätsel		13
25.	Der beschämte Knabe	C. v. Schmid.	13
26.	Der Abend	G. C. Dieffenbach.	14
27.	Wassertröpflein	G. Dittmar.	15
28.	Büblein, wirst du ein Rekrut, merk dir dieses Liedchen gut	F. Güll.	15
29.	Vom Frosch und der Maus	Äsop.	16
30.	Gottes Vatergüte	W. Hey.	16
31.	Das Kirschbäumchen	G. C. Dieffenbach.	16
32.	Das Lamm	W. Hey.	18
33.	Die Katze und die Mäuse	Äsop.	18
34.	Von meinem Blümchen	Hoffmann v. Fallersleben.	19
35.	Die drei Hochzeitsgäste	L. Bechstein.	19
36.	Gute Nacht	T. Körner.	20
37.	Die kluge Maus	Br. Grimm.	21
38.	Gott sorgt	W. Hey.	21
39.	Der süsse Brei	Br. Grimm.	22
40.	Das Immlein	F. Güll.	23
41.	Der Strohmann	W. Curtman.	25
42.	Die Blumen	W. Hey.	26
43.	Das Nest des Rotschwänzchens	W. Curtman.	27
44.	Frau Schwalbe	G. C. Dieffenbach.	28

Nr.	Überschrift des Lesestückes.	Verfasser.	Seite.
45.	Der Tierquäler	W. Curtman.	28
46.	Die Wachtel	D. Knaben Wunderhorn.	29
47.	Birke und Tanne	A. Franz.	29
48.	Die Mühle	W. Curtman.	30
49.	Mahnung am Morgen	F. Güll.	30
50.	Morgengebet	F. Güll.	30
51.	Der Hof des Müllers	W. Curtman.	31
52.	Der Teich	W. Curtman.	32
53.	Der Pudel	W. Hey.	33
54.	Des Kirschbaums Gäste	E. Lausch.	33
55.	Der Sommer	F. Noll.	33
56.	Das Häslein	F. Güll.	34
57.	Der Fuchs und der Bock	Äsop.	35
58.	Der Sommer	Hoffmann v. Fallersleben.	36
59.	Der Blitz	L. Kellner.	36
60.	Was hat der liebe Gott mir alles gegeben?	W. Hey.	37
61.	Der Weizen	F. Noll.	38
62.	Der Postillon	F. v. Pocci.	38
63.	Fischlein	W. Hey.	39
64.	Ein pfiffiger Hund	K. Oppel.	39
65.	Das Lied der Vögel	Hoffmann v. Fallersleben.	40
66.	Die Rübe	Br. Grimm.	40
67.	Ein schweres Rätsel	Hoffmann v. Fallersleben.	41
68.	Strohhalm, Kohle und Bohne	Br. Grimm.	42
69.	Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht	F. Güll.	43
70.	Das Wachtelhündchen und die Dogge	Äsop.	44
71.	Wettstreit	Hoffmann v. Fallersleben.	44
72.	Der Kanarienvogel	C. v. Schmid.	44
73.	Am Abend	F. Güll.	45
74.	Der Hund und der Arzt	C. Müller.	45
75.	Hündchen und Böckchen	W. Hey.	46
76.	Der Hund	F. Güll.	46
77.	Der alte Sultan	Br. Grimm.	47
78.	Unser Kater	R. Reinick.	49
79.	Die gestrafte Katze	J. A. C. Löhr.	50
80.	Ferdinand und die Mutter	J. A. C. Löhr.	50
81.	Höflichkeit	F. Güll.	52
82.	Rätsel	D. Knaben Wunderhorn.	53
83.	Sprichwörter		53
84.	Der Bauernhof	Haag.	53
85.	Der Schmied	K. Enslin.	55
86.	Abendlied	W. Hey.	56
87.	Der Herbst	F. Noll.	56
88.	Tischgebet		57
89.	Der Bauer	G. C. Dieffenbach.	57
90.	Die Kornähren	C. v. Schmid.	58
91.	Von einem Knaben im Gedicht, der immer sprach: „Das kann ich nicht!“	G. Dittmar.	58
92.	Husarenlied	Hoffmann v. Fallersleben.	60
93.	Der Löwe und die Maus	Äsop.	60
94.	Der Knabe im Walde	Hoffmann v. Fallersleben.	61
95.	Mutterliebe	J. A. C. Löhr.	62
96.	Das Kätzchen	L. Tieck.	63
97.	Der Affe und die Nuss	Äsop.	63

Nr.	Überschrift des Lesestückes.	Verfasser.	Seite.
98.	Wie die Kinder übers Böcklein schelmisch lachen und sich übers Zottelröcklein lustig machen	F. Güll.	63
99.	Möpschen und Spitzchen	W. Hey.	64
100.	Der Fuchs und die Trauben	Äsop.	64
101.	Soldatenspiel	R. Reinick.	65
102.	Rätsel	F. Güll.	66
103.	Der Schmied	W. Curtman.	66
104.	Knabe und Hündchen	W. Hey.	67
105.	Merk auf, mein Schätzchen, was ich weiß vom Schmunzelkätzchen und Bullenbeiß	F. Güll.	67
106.	Der Hahn	F. Noll.	70
107.	Der Hahn	R. Löwenstein.	71
108.	Der Herbst	R. Reinick.	71
109.	Vom Mäuslein	F. Güll.	72
110.	Die vier Jahreszeiten	J. H. Campe.	74
111.	Die Ernte	R. Reinick.	76
112.	Im Herbst	R. Reinick.	77
113.	Spruch	J.C.Scholderers Lesebuch.	78
114.	Der Esel und die drei Brüder	W. Curtman.	78
115.	Nußsäcklein	F. Güll.	78
116.	Die traurige Geschichte von dem dummen Hänschen	R. Löwenstein.	79
117.	Der Apfelbaum	F. Noll.	81
118.	Wer war das?	Haag.	81
119.	Der alte und der junge Storch	F. Güll.	81
120.	Das Pferd und der Wolf	Äsop.	82
121.	Rätsel	G. Dittmar.	83
122.	Mäuschen	W. Hey.	83
123.	Mut einer Katze	Sterns Lesebuch.	83
124.	Die Soldaten	G. C. Dieffenbach.	84
125.	Der Star	C. v. Schmid.	84
126.	Der Pudel	R. Reinick.	85
127.	Nur nicht verzagt	R. Reinick.	85
128.	Der Wolf und die sieben jungen Geißlein	Br. Grimm.	86
129.	Zum Geburtstage der Mutter	K. Enslin.	88
130.	Der Ochse und der Hund	Äsop.	89
131.	Dreiunddreißig Rätsel	F. Güll.	89
132.	Der Fuchs und das Pferd	Br. Grimm.	90
133.	Engelwacht	F. Güll.	91
134.	Der Schnee	W. Köhler.	91
135.	Der Winter	F. Noll.	92
136.	Schneemann	W. Hey.	93
137.	Der Hahn, der Hund und der Fuchs	Äsop.	94
138.	Schulreime	F. Güll.	95
139.	Sankt Nikolaus	W. Curtman.	95
140.	Der Nürnberger Spielwarenhändler	J. W. v. Goethe.	97
141.	Der Esel in der Löwenhaut	Äsop.	97
142.	Der erste Schnee		97
143.	Sankt Niklas	D. Knaben Wunderhorn.	98
144.	Die Hasen	F. Noll.	99
145.	Die Hasenjagd	F. Noll.	100
146.	Rabe	W. Hey.	100
147.	Der große Hund	H. C. Andersen.	101
148.	Weihnachtslied	Hoffmann v. Fallersleben.	102

Nr.	Überschrift des Lesestückes.	Verfasser.	Seite.
149.	Rätsel	G. Dittmar.	102
150.	Der Herr ist König	Thür. Kinderfreund.	102
151.	Am Schlusse des Jahres	W. Hey.	103
152.	Der heilige Martin	W. Curtman.	103
153.	Will sehen, was ich weiſs vom Büblein auf dem Eis	F. Güll.	104
154.	Die Christbescherung	A. v. Chamisso.	105
155.	Der Vögel Bitte an die Menschen	F. Ebeling.	106
156.	Die Weihnachtszeit	W. Hey.	106
157.	Neujahr	W. Hey.	107
158.	Zum neuen Jahre	F. Güll.	108
159.	Rotkäppchen	Br. Grimm.	108
160.	Die vier Brüder	J. C. Scholderers Lesebuch.	112
161.	Der Jäger und der Fuchs	F. Güll.	112
162.	Die Spielverderber	R. Reinick.	113
163.	Schulreim	F. Güll.	113
164.	Rumpelstilzchen	Br. Grimm.	114
165.	Rüstigkeit	F. Rückert.	116
166.	Das Kind unter den Wölfen	F. Jacobs.	117
167.	Wolf, Schöps und Reh	G. K. Pfeffel.	118
168.	Denkspruch		118
169.	Das bittere Blümchen	F. A. Krummacher.	118
170.	Das Gänschen	C. Niemeyer.	119
171.	Der Kohlkopf	C. v. Schmid.	119
172.	Vom fleiſsigen Bächlein	G. C. Dieffenbach.	120
173.	Der Schutzengel	A. L. Grimm.	120
174.	Gehorche schnell!	F. Güll.	121
175.	Der Maulwurf	F. Noll.	122
176.	Arbeit und Armut	R. Reinick.	122
177.	Gesundheit ist ein groſser Schatz	C. G. Salzmann.	123
178.	Leb wohl, du schöner Wald!	Hoffmann v. Fallersleben.	123
179.	Mutterliebe einer Bärin	E. Werner.	124
180.	Kätzchen	R. Reinick.	125
181.	Der Fuchs und der Hahn	A. L. Grimm.	125
182.	Wacht auf!	R. Reinick.	126
183.	Der Kürbis und die Eichel	C. v. Schmid.	126
184.	Sprichwort		126
185.	Soldatenlied	Hoffmann v. Fallersleben.	127
186.	Das Wasserhuhn	A. L. Grimm.	127
187.	Spruch	F. Güll.	128
188.	Denkspruch	Oldenberg.	128
189.	Gute Rechnung	Thür. Kinderfreund.	129
190.	Der Bekehrte	Hoffmann v. Fallersleben.	129
191.	Der Wecker	C. v. Schmid.	130
192.	Abendlied	G. C. Dieffenbach.	130
193.	Treue Freundschaft	A. L. Grimm.	131
194.	Der Habicht und die Störche	L. Gleim.	133
195.	Vom klugen Schneiderlein	Br. Grimm.	134
196.	Rätsel	J. Sturm.	136
197.	Die Hausmaus	A. E. Brehm.	136
198.	Der Nuſsknacker	F. v. Pocci.	138
199.	Zur Nacht	H. Kletke.	140
200.	Kindliche und brüderliche Liebe	G. H. v. Schubert.	140
201.	Der Frosch	H. Wagner.	141
202.	Die drei Brüder	Br. Grimm.	143

Nr.	Überschrift des Lesestückes.	Verfasser.	Seite.
203.	Die Geschichte vom Daumenlang		145
204.	Sparsam ist nicht geizig	W. Thieme.	147
205.	Der Storch	H. O. Lenz.	147
206.	Sonntag	W. Hey.	149
207.	Die Wichtelmänner	Br. Grimm.	149
208.	Kleines Kunstwerk	K. Reinhold.	151
209.	Eile mit Weile		153
210.	Gottes Fürsorge	P. Gerhardt.	153
211.	Der gerettete Handwerksbursche	G. H. v. Schubert.	154
212.	Der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel	L. Bechstein.	154
213.	Die Hausschwalbe	A. E. Brehm.	157
214.	Vertraue auf Gott!	G. Neumark.	159

II. Inhaltsverzeichnis.

I. Prosa.

1. Erzählungen. Schilderungen ꝛc.

Nr.	Überschrift des Lesestückes.	Verfasser.	Seite.
25.	Der beschämte Knabe	C. v. Schmid.	13
41.	Der Strohmann	W. Curtman.	25
45.	Der Tierquäler	" "	28
48.	Die Mühle	" "	30
51.	Der Hof des Müllers	" "	31
52.	Der Teich	" "	32
59.	Der Blitz	L. Kellner.	36
72.	Der Kanarienvogel	C. v. Schmid.	44
79.	Die gestrafte Katze	J. A. C. Löhr.	50
80.	Ferdinand und die Mutter	J. A. C. Löhr.	50
84.	Der Bauernhof	Haag.	53
90.	Die Kornähren	C. v. Schmid.	58
95.	Mutterliebe	J. A. C. Löhr.	62
103.	Der Schmied	W. Curtman.	66
110.	Die vier Jahreszeiten	J. H. Campe.	74
114.	Der Esel und die drei Brüder	W. Curtman.	78
125.	Der Star	C. v. Schmid.	84
145.	Die Hasenjagd	F. Noll.	100
147.	Der grofse Hund	H. C. Andersen.	101
150.	Der Herr ist König	Thür. Kinderfreund.	102
166.	Das Kind unter den Wölfen	F. Jacobs.	117
169.	Das bittere Blümchen	F. A. Krummacher.	118
171.	Der Kohlkopf	C. v. Schmid.	119
177.	Gesundheit ist ein großer Schatz	C. G. Salzmann.	123
183.	Der Kürbis und die Eichel	C. v. Schmid.	126
189.	Gute Rechnung	Thür. Kinderfreund.	129
191.	Der Wecker	C. v. Schmid.	130
200.	Kindliche und brüderliche Liebe	G. H. v. Schubert.	140
204.	Sparsam ist nicht geizig	W. Thieme.	147
208.	Kleines Kunstwerk	K. Reinhold.	151
209.	Eile mit Weile		153
211.	Der gerettete Handwerksbursche	G. H. v. Schubert.	154

2. Fabeln und Tiermärchen.

7.	Der Rabe und der Fuchs	W. Curtman.	3
12.	Der Hund mit dem Fleisch	" "	5
15.	Die Katze und die drei Hunde	" "	7
19.	Das treue Fischlein	" "	9
29.	Vom Frosch und der Maus	Äsop.	16
33.	Die Katze und die Mäuse		18
35.	Die drei Hochzeitsgäste	L. Bechstein.	19
37.	Die kluge Maus	Br. Grimm.	21
57.	Der Fuchs und der Bock	Äsop.	35
70.	Das Wachtelhündchen und die Dogge	"	44
77.	Der alte Sultan	Br. Grimm.	47
93.	Der Löwe und die Maus	Äsop.	60

Nr.	Überschrift des Lesestückes.	Verfasser.	Seite.
97.	Der Affe und die Nuss	Äsop.	63
100.	Der Fuchs und die Trauben	„	64
120.	Das Pferd und der Wolf	„	82
128.	Der Wolf und die sieben jungen Geißlein	Br. Grimm.	86
130.	Der Ochse und der Hund	Äsop.	89
132.	Der Fuchs und das Pferd	Br. Grimm.	90
137.	Der Hahn, der Hund und der Fuchs	Äsop.	94
141.	Der Esel in der Löwenhaut	„	97
181.	Der Fuchs und der Hahn	A. u. L. Grimm.	125
186.	Das Wasserhuhn	„	127
193.	Treue Freundschaft	„	131
212.	Der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel	L. Bechstein.	154

3. Märchen.

17.	Die Grasprinzessin	W. Curtman.	8
39.	Der süße Brei	Br. Grimm.	22
66.	Die Rübe	„	40
68.	Strohhalm, Kohle und Bohne	„	42
159.	Rotkäppchen	„	108
164.	Rumpelstilzchen	„	114
173.	Der Schutzengel	A. L. Grimm.	120
195.	Vom klugen Schneiderlein	Br. Grimm.	134
198.	Der Nußknacker	F. v. Pocci.	138
202.	Die drei Brüder	Br. Grimm.	143
207.	Die Wichtelmänner	„	149

4. Legenden.

139.	Sankt Nikolaus	W. Curtman.	95
152.	Der heilige Martin	„	103

5. Aus der Natur.

3.	Das Veilchen	F. Noll.	1
10.	Das Vogelnest	L. Kellner.	4
22.	Des Bienchens Frühlingsschmaus	W. Curtman.	11
43.	Das Nest des Rotschwänzchens	„	27
55.	Der Sommer	F. Noll.	33
61.	Der Weizen	„	38
64.	Ein pfiffiger Hund	K. Oppel.	39
74.	Der Hund und der Arzt	C. Müller.	45
87.	Der Herbst	F. Noll.	56
106.	Der Hahn	„	70
117.	Der Apfelbaum	„	81
123.	Mut einer Katze	Sterns Lesebuch.	83
135.	Der Winter	F. Noll.	92
144.	Die Hasen	„	99
175.	Der Maulwurf	„	122
179.	Mutterliebe einer Bärin	E. Werner.	124
197.	Die Hausmaus	A. E. Brehm.	136
201.	Der Frosch	H. Wagner.	141
205.	Der Storch	H. O. Lenz.	147
213.	Die Hausschwalbe	A. E. Brehm.	157

II. Poesie.

1. Fabeln und Parabeln. Erzählungen und Märchen ꝛc.

Nr.	Überschrift des Lesestückes.	Verfasser.	Seite.
6.	Der Storch	W. Hey.	3
8.	Der Storch und der Spatz	K. Enslin.	4
9.	Der Vogel	W. Hey.	4
14.	Horch, mein Schätzchen, wie das Spätzchen vor dem Fenster bittet und bettelt	F. Güll.	6
18.	Hans und die Spatzen	R. Löwenstein.	9
21.	Das Vogelnest	J. Sturm.	10
31.	Das Kirschbäumchen	G. C. Dieffenbach.	16
32.	Das Lamm	W. Hey.	18
40.	Das Immlein	F. Güll.	23
47.	Birke und Tanne	A. Franz.	29
53.	Der Pudel	W. Hey.	33
54.	Des Kirschbaums Gäste	E. Lausch.	33
56.	Das Häslein	F. Güll.	34
63.	Fischlein	W. Hey.	39
69.	Wie das Finklein das Bäuerlein im Scheuerlein besucht	F. Güll.	43
71.	Wettstreit	Hoffmann v. Fallersleben.	44
75.	Hündchen und Böckchen	W. Hey.	46
76.	Der Hund	F. Güll.	46
89.	Der Bauer	G. C. Dieffenbach.	57
91.	Von einem Knaben im Gedicht, der immer sprach: Das kann ich nicht!	G. Dittmar.	58
94.	Der Knabe im Walde	Hoffmann v. Fallersleben.	61
96.	Das Kätzchen	L. Tieck.	63
98.	Wie die Kinder übers Böcklein schelmisch lachen und sich übers Zottelröklein lustig machen	F. Güll.	63
99.	Möpschen und Spitzchen	W. Hey.	64
101.	Soldatenspiel	R. Reinick.	65
104.	Knabe und Hündchen	W. Hey.	67
105.	Merk auf, mein Schätzchen, was ich weiß vom Schmunzelkätzchen und Bullenbeiß	F. Güll.	67
107.	Der Hahn	R. Löwenstein.	71
109.	Vom Mäuslein	F. Güll.	72
116.	Die traurige Geschichte von dem dummen Hänschen	R. Löwenstein.	79
119.	Der alte und der junge Storch	F. Güll.	81
122.	Mäuschen	W. Hey.	83
124.	Die Soldaten	G. C. Dieffenbach.	84
126.	Der Pudel	R. Reinick.	85
136.	Schneemann	W. Hey.	93
143.	Sankt Niklas	D. Knaben Wunderhorn.	98
153.	Will sehen, was ich weiss vom Büblein auf dem Eis	F. Güll.	104
154.	Die Christbescherung	A. v. Chamisso.	105
161.	Der Jäger und der Fuchs	F. Güll.	112
167.	Wolf, Schöps und Reh	G. K. Pfeffel.	118
170.	Das Gänschen	C. Niemeyer.	119
180.	Kätzchen	R. Reinick.	125
190.	Der Bekehrte	Hoffmann v. Fallersleben.	129
194.	Der Habicht und die Störche	L. Gleim.	133
203.	Die Geschichte vom Daumenlang		145

2. Lieder, Sprüche, Rätsel.

Nr.	Überschrift des Lesestückes.	Verfasser.	Seite.
1.	Morgengebet	W. Hey.	1
2.	Gebet	H. Albert.	1
4.	Der Lenz ist angekommen	D. Knaben Wunderhorn.	2
5.	Frühlings Ankunft	Hoffmann v. Fallersleben.	2
11.	Frühlingsruf	R. Reinick.	5
13.	Rätsel	Schierhorn.	6
16.	Frühlingslied	L. H. C. Hölty.	8
20.	Spruch	R. Reinick.	10
23.	Guten Morgen	R. Löwenstein.	12
24.	Rätsel		13
26.	Der Abend	G. C. Dieffenbach.	14
27.	Wassertröpflein	G. Dittmar.	15
28.	Büblein, wirst du ein Rekrut, merk dir dieses Liedchen gut	F. Güll.	15
30.	Gottes Vatergüte	W. Hey.	16
34.	Von meinem Blümchen	Hoffmann v. Fallersleben.	19
36.	Gute Nacht	T. Körner.	20
38.	Gott sorgt	W. Hey.	21
42.	Die Blumen		26
44.	Frau Schwalbe	G. C. Dieffenbach.	28
46.	Die Wachtel	D. Knaben Wunderhorn.	29
49.	Mahnung am Morgen	F. Güll.	30
50.	Morgengebet		30
58.	Der Sommer	Hoffmann v. Fallersleben.	36
60.	Was hat der liebe Gott mir alles gegeben?	W. Hey.	37
62.	Der Postillon	F. v. Pocci.	38
65.	Das Lied der Vögel	Hoffmann v. Fallersleben.	40
67.	Ein schweres Rätsel		41
73.	Am Abend	F. Güll.	45
78.	Unser Kater	R. Reinick.	49
81.	Höflichkeit	F. Güll.	52
82.	Rätsel	D. Knaben Wunderhorn.	53
83.	Sprichwörter		53
85.	Der Schmied	K. Enslin.	55
86.	Abendlied	W. Hey.	56
88.	Tischgebet		57
92.	Husarenlied	Hoffmann v. Fallersleben.	60
102.	Rätsel	F. Güll.	66
108.	Der Herbst	R. Reinick.	71
111.	Die Ernte		76
112.	Im Herbst		77
113.	Spruch	J.C.Scholderers Lesebuch.	78
115.	Nußsäcklein	F. Güll.	78
118.	Wer war das?	Haag.	81
121.	Rätsel	G. Dittmar.	83
127.	Nur nicht verzagt	R. Reinick.	85
129.	Zum Geburtstage der Mutter	K. Enslin.	88
131.	Dreiunddreißig Rätsel	F. Güll.	89
133.	Engelwacht		91
134.	Der Schnee	W. Köhler.	91
138.	Schulreime	F. Güll.	95
140.	Der Nürnberger Spielwarenhändler	J. W. v. Goethe.	97
142.	Der erste Schnee		97
146.	Rabe	W. Hey.	100

Nr.	Überschrift des Lesestückes.	Verfasser.	Seite.
148.	Weihnachtslied	Hoffmann v. Fallersleben.	102
149.	Rätsel	G. Dittmar.	102
151.	Am Schlusse des Jahres	W. Hey.	103
155.	Der Vögel Bitte an die Menschen	F. Ebeling.	106
156.	Die Weihnachtszeit	W. Hey.	106
157.	Neujahr	W. Hey.	107
158.	Zum neuen Jahre	F. Güll.	108
160.	Die vier Brüder	J. C. Scholderers Lesebuch.	112
162.	Die Spielverderber	R. Reinick.	113
163.	Schulreim	F. Güll.	113
165.	Rüstigkeit	F. Rückert.	116
168.	Denkspruch		118
172.	Vom fleißigen Bächlein	G. C. Dieffenbach.	120
174.	Gehorche schnell!	F. Güll.	121
176.	Arbeit und Armut	R. Reinick.	122
178.	Leb wohl, du schöner Wald!	Hoffmann v. Fallersleben.	123
182.	Wacht auf!	R. Reinick.	126
184.	Sprichwort		126
185.	Soldatenlied	Hoffmann v. Fallersleben.	127
187.	Spruch	F. Güll.	128
188.	Denkspruch	Oldenberg.	128
192.	Abendlied	G. C. Dieffenbach.	130
196.	Rätsel	J. Sturm.	136
199.	Zur Nacht	H. Kletke.	140
206.	Sonntag	W. Hey.	149
210.	Gottes Fürsorge	P. Gerhardt.	153
214.	Vertraue auf Gott!	G. Neumark.	159

1. Morgengebet.

Wie fröhlich bin ich aufgewacht,
Wie hab' ich geschlafen sanft die Nacht!
Hab Dank, im Himmel du Vater mein,
Daß du hast wollen bei mir sein!
Nun sieh auf mich auch diesen Tag,
Daß mir kein Leid geschehen mag! Wilhelm Hey.

2. Gebet.

Führe mich, o Herr, und leite
Meinen Gang nach deinem Wort;
Sei und bleibe du auch heute
Mein Beschützer und mein Hort!
Nirgends als bei dir allein
Kann ich recht bewahret sein. Heinrich Albert.

3. Das Veilchen.

Lange genug hat uns der Winter geplagt. Die warme Frühlingssonne trocknet die vom Schnee noch feuchte Erde, und schon zeigt sich neues Leben im Garten.

Die Knospen an der Hecke platzen auf, und darunter am Boden zeigen sich frischglänzende, grüne Blättchen.

Zwischen ihnen stehen auf kurzen Stielen die blauen, lieblichen Veilchen. Sie öffnen ihre fünf Blättchen der warmen Sonne entgegen und verbreiten köstlichen Duft. Der lockt die Bienen an, die von ihrem Winterschlafe auch wieder erwacht sind. Sie schlüpfen in die hübschen Blümchen und holen mitten aus ihnen heraus ein Tröpfchen Honig, ihren Frühlingstrank.

Auch die Schwester besucht die Veilchen. Sie pflückt ein Sträußchen und bringt es der Mutter, die es in ein Glas mit frischem Wasser stellt. Wer die Blümchen in dem Zimmer sieht, freut sich ihrer Schönheit und ihres Wohlgeruchs. Friedrich Noll.

4. Der Lenz ist angekommen.

1. Der Lenz ist angekommen!
Habt ihr es nicht vernommen?
Es sagen's euch die Vögelein,
Es sagen's euch die Blümelein:
Der Lenz ist angekommen!

2. Ihr seht es an den Feldern,
Ihr hört es in den Wäldern,
Der Kuckuck ruft, der Finke schlägt,
Es jubelt, was sich froh bewegt:
Der Lenz ist angekommen!

3. Hier Blümlein auf der Heide,
Dort Schäflein auf der Weide.
Ach, seht doch, wie sich alles freut.
Es hat die Welt sich schön erneut:
Der Lenz ist angekommen!

Des Knaben Wunderhorn.

5. Frühlings Ankunft.

1. Alle Vögel sind schon da,
Alle Vögel, alle!
Welch ein Singen, Musiziern,
Pfeifen, Zwitschern, Tireliern!
Frühling will nun einmarschiern,
Kommt mit Sang und Schalle.

2. Wie sie alle lustig sind,
Flink und froh sich regen!
Amsel, Drossel, Fink und Star
Und die ganze Vogelschar
Wünschet dir ein frohes Jahr,
Lauter Heil und Segen!

3. Was sie uns verkündet nun,
Nehmen wir zu Herzen:
Wir auch wollen lustig sein,
Lustig wie die Vögelein,
Hier und dort, feldaus, feldein
Singen, springen, scherzen!

Hoffmann von Fallersleben.

6. Der Storch.

1. Die Sonne scheint, der Sommer ist nah;
Nun sind auch wir Störche wieder da.
Wir haben im fernen Land unterdessen
Nicht unser liebes Nest vergessen.
Da steht's noch; nun wollen wir's putzen und hüten
Und still drin wohnen und fröhlich brüten.
2. Sie bauten es aus mit Holz und Stroh,
Sie waren so eifrig dabei, so froh.
Frau Störchin saß drauf drei Wochen lang,
Da hörte man bald gar mancherlei Klang;
Fünf Störchlein reckten die Köpfchen herauf
Und sperrten die hungrigen Schnäbel auf. Wilhelm Hey.

7. Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe hatte gesehen, daß eine Bauersfrau Käse an ihr Fenster gestellt hatte. Kaum war sie weg, so war er auch schon da, packte einen Käse und flog damit auf einen hohen Baum, wo ihn niemand erreichen konnte.

Der Fuchs hatte das mit angesehen, und da er hungrig und langmäulig war, so hätte er gern den schönen Käse, welchen der Rabe noch im Schnabel hielt, für sich gehabt. Da dachte er: Wie fang' ich es an, daß der einfältige Schwarzrock dort oben seinen Käse fallen läßt?

Geschwind lief er unter den Baum und sah starr in die Höhe, als wenn ihm der Rabe ganz außerordentlich gefiele. Dann machte er tiefe und zierliche Komplimente, als wenn der Rabe ein vornehmer Herr wäre. Zuletzt rief er ganz laut: „Ach, was ist das für ein schöner Vogel! Wenn ich den doch einmal singen hörte!"

Der Rabe hatte seine Freude an diesen Komplimenten und Kratzfüßen und dachte bei sich: Ei, du mußt dem höflichen Fuchs doch etwas antworten, oder noch besser, du willst ihm ein Stückchen vorsingen.

Über diesen Gedanken vergaß er seinen Käse, sperrte seinen Schnabel so weit als möglich auf und fing an, ganz abscheulich zu krächzen: „Rab, rab, rab." Der Käse blieb natürlich nicht in der Luft schweben, sondern fiel auf die Erde, und der Fuchs, welcher schon bereit stand, statt auf den Gesang zu hören, sprang auf den Käse zu und speiste ihn vor den Augen des Raben auf. Dieser ärgerte sich entsetzlich und sagte: „Der Fuchs ist doch ein noch größerer Spitzbube als der Rabe."

Wilhelm Curtman.

8. Der Storch und der Spatz.

1. Es hat der Storch sein Nest gebaut,
Und als er froh umher nun schaut,
Hoch über allen Häusern,
Da sitzt vor ihm ein kleiner Spatz
Und bittet um ein wenig Platz
Zum Neste in den Reisern.

2. Da spricht der Storch: „Mein Nest ist groß,
Du bist ein kleines Vöglein bloß,
Ich thu' dir nichts zuleide.
Du bist in gutem Schutz bei mir,
Kein Mietgeld nehme ich von dir,
's ist Platz hier für uns beide."

3. Das Spätzlein dankt und baut sich an.
Der Storch hat ihm kein Leid gethan
Und hat ihn nicht verstoßen.
Sie wohnten beide lange Zeit
In Frieden und in Einigkeit,
Der Kleine bei dem Großen.

Karl Enslin.

9. Der Vogel.

1. „Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann:
O rühre mein kleines Nest nicht an!
O sieh nicht mit deinen Blicken hin!
Es liegen ja meine Kinder drin;
Die werden erschrecken und ängstlich schrein,
Wenn du schaust mit den großen Augen herein."

2. Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern,
Doch stand er behutsam still von fern.
Da kam der arme Vogel zur Ruh',
Flog hin und deckte die Kleinen zu
Und sah so freundlich den Knaben an:
Hab Dank, daß du ihnen kein Leid gethan.

Wilhelm Hey.

10. Das Vogelnest.

Franz fand im Garten in einer Hecke ein Vogelnest. Jubelnd lief er zum Vater, führte ihn hin und zeigte ihm seinen Fund.

„Sieh nur," rief der glückliche Knabe, „sieh nur das zarte, weiche Nestchen von Moos und Wolle und darin die vier niedlichen Eier! Darf ich mir diese Eier nehmen?" — „Nein, lieber Franz," antwortete der Vater, „laſs nur die Eier im Neste liegen, du erlebst dann noch mehr Freude." — Franz ließ sie liegen, ging aber am anderen Morgen wieder hin und fand nun fünf Eier. Er erzählte dies dem Vater wieder, und dieser sagte: „Nun bleibe einmal vierzehn Tage weg von dem Nestchen, dann aber will ich selbst mit dir hingehen." — Das geschah, und wie sehr freute sich Franz, als er jetzt mit dem Vater wieder zu dem Neste trat und statt der Eier fünf kleine, nackte Vöglein erblickte. Die sperrten die Schnäbel auf, als wollten sie Futter haben. Vater und Sohn traten jetzt auf die Seite. Da kam bald die Mutter der Vöglein und hatte ein Würmchen im Schnabel, mit dem sie die Kinderchen fütterte. „Siehst du," sagte der Vater, „hättest du damals die Eier genommen, so würdest du jetzt die Freude nicht haben." Täglich ging nun Franz zu seinem Neste, bis die Vöglein gröſser wurden und ausflogen. Im anderen Jahre aber kamen die Alten wieder und bauten ihr Nest in dieselbe Hecke.

L. Kellner.

11. Frühlingsruf.

Ein Vogel, ein Vogel! O hört, wie er singt,
Wie hell durch den Garten sein Stimmlein erklingt!
Er rufet: „Ihr Kinder! ihr Lämmer! heraus!
Ihr Kinder zum Spielen, ihr Lämmer zum Schmaus!"
Und alles auf Erden und hoch in der Luft,
Das lacht und erfreut sich an Blüten und Duft:
Was Flossen hat, schwimmt; was Beine hat, springt;
Was Flügel hat, fliegt; und wer singen kann, singt!

Robert Reinick.

12. Der Hund mit dem Fleisch.

Wer in das Wasser sieht, erblickt darin sein eignes Bild, gerade so wie in einem Spiegel. Wenn nun ein Hund im Wasser schwimmt, wißt ihr, was er dann unter sich erblickt?

Einmal hatte ein Hund dem Metzger Fleisch gestohlen und machte sich geschwind damit aus dem Staube. Als er an den Bach kam, dachte er: Es ist zu weit bis an den Steg, ich will hindurchschwimmen.

Als er nun in der Mitte des Baches war und vor sich hinsah, kam es ihm vor, als schwämme ein Hund unter ihm her und hätte auch ein Stück Fleisch zwischen den Zähnen. Das war ihm ärgerlich; er wurde neidisch und knurrte den fremden Hund an. Dieser ließ sich nicht stören, sondern machte ein ebenso böses Gesicht und rückte mit seinem Kopfe noch näher. Das war unserm Hunde doch zu arg, er wollte dem fremden Hund eins versetzen und ihm das Fleisch abnehmen. In diesem Zorn vergaß er sein eignes Fleisch, ließ es fallen und biß aus allen Kräften auf seinen Gegner los. Allein er biß in das Wasser, und dem Wasser that es nicht weh. Der fremde Hund war sein Bild gewesen und das fremde Fleisch das Bild seines eignen. Bis er dies merkte, war aber sein Stück Fleisch fortgeschwommen und auf den Grund gesunken. Und so hatte er sich selbst dafür gestraft, daß er gestohlen hatte, und daß er neidisch und zornig gewesen war! Und er mußte naß und hungrig nach Hause wandern. Wilhelm Curtman.

13. Rätsel.

Im Lenz ergötzt er dich;
Im Sommer kühlt er dich;
Im Herbst ernährt er dich;
Im Winter wärmt er dich. Schierhorn.

14. Horch, mein Schätzchen, wie
das Spätzchen
vor dem Fenster bittet und bettelt.

1. „Guten Morgen, ihr fleißigen Mädlein!
Habt ihr gesprochen euer Gebetlein,
So gebt auch einem armen, armen Schlucker
Etwas von eurem Kaffee und Zucker!

2. Guten Tag, ihr fleißigen Mädlein,
Die ihr drillt und drollt euer Rädlein!
Es sitzt vor dem Fenster ein alter und ein junger
Spatz, die haben einen großen Hunger.

3. Grüß' euch Gott, ihr fleißigen Mädlein!
Guten Appetit zu eurem Brätlein!
Wir wollen euch nur kürzlich ansagen:
Wir haben auch einen leeren Magen.

4. Guten Tag, ihr fleißigen Mädlein!
Ei, wie hispelt und haspelt ihr euer Fädlein!
Wir haben wohl einen braunen Kittel,
Aber zum Schnippen und Schnappen keine Mittel.

5. Guten Abend, ihr fleißigen Mädlein!
Ei, wie nädelt und fädelt ihr euer Nähtlein!
Macht nur ein warmes Röcklein und ein Söcklein
Und gebt uns ein gutes übriges Bröcklein.

6. Gute Nacht, ihr fleißigen Mädlein!
Es dustert im Städtlein, schließt euer Lädlein
Und schlaft und schlummert und träumet bis morgen!
Dann mögt ihr wieder aufs Spätzlein horchen."

Friedrich Güll.

15. Die Katze und die drei Hunde.

Die Katze war in die Speisekammer geschlichen und hatte eine Bratwürst gestohlen. Als sie wieder herauskam, wollte sie sich ganz leise mit ihrer Wurst davon schleichen, allein es gelang ihr nicht; denn es spielten gerade drei Hunde vor der Thüre, das Möpschen, das Pommerchen und das Spitzchen. Da wurde es ihr bange, die Hunde möchten verraten, was sie gethan habe, und sie werde dann ihre Bratwurst wieder hergeben müssen und obendrein Schläge bekommen.

Da ging sie hin zu dem Möpschen und sagte ihm leise in das Ohr: „Liebes Möpschen, wenn du stille schweigst und niemand sagst, wo ich gewesen bin, so geb' ich dir ein Stück von meiner Bratwurst." Das Möpschen betrachtete und beroch die Bratwurst, und weil sie ihm gut gefiel, sagte es: „Ja, ich will stille schweigen." Darauf ging die Katze zu dem Pommerchen und sagte ihm leise in das Ohr: „Liebes Pommerchen, wenn du stille schweigst und niemand sagst, wo ich gewesen bin, so gebe ich dir ein Stück von meiner Bratwurst." Das Pommerchen betrachtete und beroch auch die Bratwurst, und weil sie ihm gut gefiel, so sagte es: „Ja, ich will kein Wörtchen sagen."

Nun ging die Katze auch zu dem Spitzchen und sagte ebenso. Aber der Spitz wollte keine gestohlene Bratwurst essen und wollte auch nichts mit der spitzbübischen Katze zu thun haben. „Nein," sprach er, „du Betrügerin, du Diebin! Ich begehre keine Bratwurst von dir." Und er faßte sie am Ohr und führte sie in die Küche und erzählte da alles, wie es gewesen war. Da wurde der Katze die Bratwurst abgenommen, und sie bekam tüchtige Schläge, weil sie in die Speisekammer

geschlichen war und gestohlen hatte. Das Möpschen und das Pommerchen wurden ausgescholten und bekamen den ganzen Tag nichts zu essen, weil sie den Diebstahl verheimlicht hatten. Der Spitz aber wurde gelobt und bekam die ganze Bratwurst zur Belohnung.

Wilhelm Curtman.

16. Frühlingslied.

1. Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn
Und Schlüsselblumen drunter.
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt
Und malt sich täglich bunter.

2. Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue sich der schönen Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die diese Pracht
Hervorgebracht:
Den Baum und seine Blüte.

L. H. C. Hölty.

17. Die Grasprinzessin.

Auf der Wiese, wo das grüne Gras steht, und die bunten Blumen wachsen, lebt eine kleine Prinzessin in einem niedlichen Schlößchen, das so klein ist, daß selbst das Gras darüber herreicht. Wenn es Morgen ist, und die Sonne aufgeht, und die Vögelchen aufwachen, dann wacht auch die Prinzessin auf und springt munter aus ihrem kleinen Bettchen.

Darauf geht sie hin zum Tautröpfchen und sagt: „Ich will mich waschen;“ und sogleich sagt die Blume: „Ich will dein Waschnäpfchen sein.“ Und wenn sie sich gewaschen hat, geht sie zum Brünnchen; das sagt: „Ich will dein Spiegelchen sein.“ Und wenn sie sich frisiert und geputzt hat und so rein und so schön ist, dann sagt das Blättchen: „Ich will dein Sonnenschirm sein.“ Die Prinzessin ist es zufrieden und geht auf der Wiese spazieren; da kommt der Schmetterling und sagt: „Du sollst nicht gehen, ich will dein Pferdchen sein.“ Und der Schmetterling nimmt sie auf seinen Rücken und fliegt auf die Blumen und auf die Halme und auf die Blätter und schaukelt sie so lange hin und her, bis sie müde und hungrig ist. Dann trägt er sie nach Hause.

Nun bringt das Bienchen Honig auf ihren Tisch, und der Goldkäfer trägt ein goldenes Löffelchen herbei, womit sie ißt. Dann macht ihr das Gras Schatten, und die Vöglein singen, daß sie schlafen kann, bis die Hitze vorüber ist. So geht es des Vormittags in dem Schlößchen der Grasprinzessin, und des Nachmittags und des Abends geht es fast noch schöner zu.

Wilhelm Curtman.

18. Hans und die Spatzen.

1. „Ach, Vater, sprich, wie fang' ich's an,
Daß ich die Spatzen fangen kann?
Die Spatzen!"
2. Der Vater spricht: „So streu, mein Hans,
Hübsch Salz den Spatzen auf den Schwanz!
Den Spatzen!"
3. Drauf nimmt er eine Hand voll Salz
Und lauert mit gestrecktem Hals
Auf Spatzen.
4. Und als der erste sich gesetzt,
Schleicht er heran: „Dich krieg' ich jetzt,
Dich Spatzen!"
5. Das Spätzlein aber flog husch, husch
Hinweg zum nächsten Lindenbusch.
Ach Spatzen!
6. „Sie halten, Vater, ja nicht still,
Wenn ich das Salz hinstreuen will —
Die Spatzen!"
7. „So laß die Spatzen, Hans, in Ruh'!
Sie sind halt klüger doch als du —
Die Spatzen."

Rudolf Löwenstein.

19. Das treue Fischlein.

In einem silberhellen Bache lebte ein junges Fischlein, so schön, als man nur eines sehen konnte. Seine Schuppen glänzten wie Gold im Sonnenscheine, und es spielte so lustig im Wasser wie der Vogel in der Luft.

Aber der Fischer hatte sich eine Angel gemacht und ein Würmchen daran gesteckt und hielt sie ganz ruhig in das Wasser, daß ihn die

Fische nicht merkten. Da kam unser Goldfischchen geschwommen, und weil es Hunger hatte und nichts Schlimmes ahnte, schnappte es nach dem Würmchen, und sieh, es war gefangen. Schnell zog es der Fischer an das Land und wollte es in seine Tasche stecken. Aber das schöne Fischlein bat ihn gar beweglich: „Lieber Fischer, laß mich doch leben, ich bin ja noch so jung und möchte so gern noch im Wasser spielen. Jetzt hast du ja auch noch keinen Nutzen von mir; wenn ich größer bin, dann kannst du mich ja wieder fangen und schlachten."

Der Fischer hatte Mitleid mit dem jungen, schönen Tierchen und sagte: „Nun, wenn ich mich auf dein Wort verlassen kann, daß du zu rechter Zeit wieder hierher kommst, so will ich dich noch auf ein Jahr frei lassen. Aber denke daran und halte Wort!" Das Fischlein versprach es und war bald wieder im Wasser.

Hier schwamm es wieder wie früher fröhlich auf und ab, spielte und ward immer größer.

Als aber die zwölf Monate des Jahres um waren, da erinnerte es sich seines Versprechens, und ob es gleich hätte in eine andere Gegend fliehen können, so wollte es doch lieber sterben, als sein Wort brechen. Und an dem bestimmten Tage war es wieder an dem Platze, wo der Fischer angelte, und sprach: „Hier bin ich, Fischer; du hast mir vor einem Jahre das Leben geschenkt, jetzt ist die Zeit um, mache nun mit mir, was du willst!"

Der Fischer erstaunte, daß ein Fisch so treu sein könnte, und sprach: „Goldfischchen, du hast treu und brav Wort gehalten. Gott bewahre mich, daß ich dich umbringe. Schwimme du wieder hin, wohin du willst! Solche Fischchen fange ich nicht; es gibt untreue genug, die ich fangen kann." Wilhelm Curtman.

20. Spruch.

Wo Ältere sprechen, da schweige du still,
Sprich selber wenig und höre viel!

Robert Reinick.

21. Das Vogelnest.

1. „Tritt leise, Kind, daß ich das Nest dir zeige!
Die kleine Wiege ruht auf schwankem Zweige.
Still, reg dich nicht und bleibe ruhig stehn!
Ich hebe dich empor; du sollst es sehn.

2. Beiseite heb' ich sacht der Zweige Spitzen;
Siehst du nicht dort zwei schwarze Äuglein blitzen?
Sie blicken nach uns beiden unverwandt;
Das Vöglein dort sitzt auf sein Nest gebannt.

3. Jetzt regt es sich; husch ist's davon geflogen,
Doch fliegt's um uns in immer kleinern Bogen
Und klagt und mahnt, wir sollen wieder gehn.
Hast du die Eierchen im Nest gesehn?

4. Kaum sind wir fort, so fliegt das Vöglein wieder
Aufs Nest und breitet sorgsam sein Gefieder
Und sitzt auf seinen Eiern unbewegt,
Bis sich geheimnisvoll das Leben regt.

5. Es pickt und pickt, — und wenn ein Ei zerbrochen,
So kommt ein Vöglein an das Licht gekrochen.
Ein winzig Ding; die Mutter deckt es zu,
Denn nackt kam's auf die Welt, wie einst auch du.

6. Bald hockt ein ganzes Häuflein in der Wiege.
Der Vater bringt ein Würmlein, eine Fliege,
Ein Räuplein, das am grünen Blatt genascht,
Ein Mücklein, das er flink im Flug erhascht.

7. So nährt er sie; bald folgt ihm hin und wieder
Die Mutter auch, fliegt suchend auf und nieder
Und hilft mit sorgen für die kleine Schar,
Bis jedem wuchs ein Kleid und Flügelpaar.

8. Dann geht es husch! und husch! bis sich die Jungen
Mit flüggen Flügeln aus dem Nest geschwungen;
Im Wald zerstreut sich flink das kleine Heer,
Und in dem Busche bleibt das Nestchen leer.

9. Und hängt es leer auf seinen schwanken Zweigen,
Dann holen wir's, und dann will ich dir zeigen,
Wie voller Kunst, wie zierlich, weich und fest
Ein Vöglein baut für seine Brut das Nest."

Julius Sturm.

22. Des Bienchens Frühlingsschmaus.

Es war Frühling geworden; die Sonne hatte den Schnee von den Bergen weggetaut; die grünen Grasspitzen kamen aus den welken

Halmen hervor; die Knospen der Bäume brachen auf und ließen schon die jungen Blättchen durchscheinen.

Da wachte das Bienchen aus seinem tiefen Schlafe auf, worin es den ganzen Winter gelegen hatte; es rieb sich die Augen und weckte seine Kameraden, und die öffneten die Thüre und sahen, ob das Eis und der Schnee und der Nordwind fortgegangen wären. Und sieh, es war überall heller und warmer Sonnenschein. Da schlüpften sie heraus aus dem Bienenkorbe, putzten ihre Flügel ab und versuchten wieder zu fliegen. Sie kamen zum Apfelbaum und fragten: „Hast du nichts für die hungrigen Bienchen? Wir haben den ganzen Winter nichts gegessen."

Der Apfelbaum sagte: „Nein, ihr kommt zu frühe zu mir; meine Blüten stecken noch in der Knospe, und sonst habe ich nichts. Geht hin zu der Kirsche!" Da flogen sie zu dem Kirschbaum und sagten: „Lieber Kirschbaum, hast du keine Blüten für uns hungrige Bienchen?" Der Kirschbaum antwortete: „Kommt morgen wieder, heute sind meine Blüten noch alle geschlossen. Wenn sie offen sind, sollt ihr willkommen sein."

Da flogen sie zu der Tulpe. Die hatte zwar eine große, farbige Blume; aber sie hatte weder Wohlgeruch noch Süßigkeit, und die Bienchen konnten keinen Honig darin finden.

Da wollten sie schon wieder traurig und hungrig nach Hause zurückkehren, als sie ein dunkelblaues Blümchen an der Hecke stehen sahen. Es war das Veilchen; das wartete ganz bescheiden, bis die Bienchen kamen; dann aber öffnete es ihnen seinen Kelch; der war voll Wohlgeruch und voll Süßigkeit, und die Bienen sättigten sich und brachten Honig mit nach Hause. Wilhelm Curtman.

23. Guten Morgen!

1. Nun reibet euch die Äuglein wach!
   Die Schwalben zwitschern schon am Dach,
   Die Lerche singt schon in der Luft,
   Die Blume prangt in Tau und Duft.
   Guten Morgen!

2. Die Sonn' ist längst auf ihrer Bahn,
   Auf seinem Posten kräht der Hahn,
   Die Tauben flattern aus dem Schlag
   Und sonnen sich im ros'gen Tag.
   Guten Morgen!

3. Schon tönen Lieder und Schalmein,
Der Herde Glöcklein klingen drein,
Und seinen Morgengruß entbeut
Vom Turme weithin das Geläut.
Guten Morgen!

4. Was nur die Hände rühren kann,
Das schickt sich jetzt zur Arbeit an;
Die Nachbarsleut' in Stadt und Land,
Sie drücken sich zum Gruß die Hand:
Guten Morgen!

5. Und alles regt sich nah und fern
Und rüstet sich und preist den Herrn;
Ihr wollt doch nicht die letzten sein?
Drum stehet auf und stimmt mit ein:
Guten Morgen!

Rudolf Löwenstein.

24. Rätsel.

Erst weiß wie Schnee,
Dann grün wie Klee,
Drauf rot wie Blut,
Schmeckt Kindern gut.

25. Der beschämte Knabe.

Ein reicher Knabe aus der Stadt spazierte an einem Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, ließ sich für sein Geld eine Schüssel Milch und ein Stück Brot geben, setzte sich unter einen schattigen Baum in das Gras, brockte das Brot in die Milch und aß nach Herzenslust.

Ein armer Knabe aus dem nächsten Dorfe, der vor Hunger und Elend sehr mager und blaß aussah, stand nicht weit von ihm, sah traurig zu und hätte gern auch etwas davon gehabt; allein er war zu bescheiden, darum zu bitten.

Dem reichen Knaben fiel es wohl ein, er solle dem hungrigen etwas übrig lassen; er gab aber dieser guten Regung seines Herzens kein Gehör und aß begierig fort. Als er nun die Milch bereits aufgezehrt hatte, erblickte er auf dem Boden der Schüssel einen Reim. Er las ihn mit Erröten, ließ sogleich die Schüssel noch einmal füllen und sich ein großes Stück Brot dazu geben. Dann rief er den Armen

freundlich herbei, brockte ihm das Brot selbst ein und sprach ihm liebreich zu, es sich wohl schmecken zu lassen. Der Spruch aber, den er erblickt hatte, hieß:

Der du des Armen kannst vergessen,
Verdienest nicht, dich satt zu essen.

Christoph von Schmid.

26. Der Abend.

1. Der Abend ist gekommen,
Das Glöcklein ruft zur Ruh',
Der Hirte mit den Schäflein
Zieht froh dem Dorfe zu.

2. Er singt mit heller Stimme
Ein fröhlich Gotteslied,
Daß durch die stillen Fluren
Es weithin schallend zieht.

3. Der Bauer treibt vom Felde
Die Kühe still nach Haus,
Die Mutter an dem Herde
Kocht schon den Abendschmaus.

4. Die Taube fliegt zum Schlage,
Das Huhn schläft schon im Stall;
Ein Sternlein seh' ich blinken,
Und still wird's überall!

5. Das Vöglein in dem Walde
Schlüpft müde in sein Nest;
Das Kindlein in der Wiegen,
Das schläft schon süß und fest.

6. Der Abend ist gekommen,
Das Glöcklein rief zur Ruh',
Und alles, nah und ferne,
Schließt müd' die Augen zu.

7. Nur Gott, der treue Hüter,
Der schläft und schlummert nicht,
Sein Aug' ist nie geschlossen,
Ist ewig wach und licht.

8. Er sendet tausend Engel
Wohl in der stillen Nacht,
Die halten bei den Frommen
Auf Erden treue Wacht.

9. Sie decken mit den Flügeln
Die Kindlein schützend zu,
Sie singen holde Träume
Und bringen süße Ruh'. G. Chr. Dieffenbach.

27. Wassertröpflein.

Tröpflein muß zur Erde fallen,
Muß das zarte Blümchen letzen,
Muß mit Quellen weiter wallen,
Muß das Fischlein auch ergötzen,
Muß im Bach die Mühle schlagen,
Muß im Strom die Schiffe tragen.
Und wo wären denn die Meere,
Wenn nicht erst das Tröpflein wäre?

Gottlob Dittmar.

28. Büblein, wirst du ein Rekrut, merk dir dieses Liedchen gut.

1. Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr,
Das muß er mit Pulver laden
Und mit einer Kugel schwer.

2. Der muß an der linken Seiten
Einen scharfen Säbel han,
Daß er, wenn die Feinde streiten,
Schießen und auch fechten kann;

3. Einen Gaul zum Galoppieren,
Und von Silber auch zwei Sporn,
Zaum und Zügel zum Regieren,
Wenn er Sprünge macht im Zorn;

4. Einen Schnurrbart an der Nasen,
Auf dem Kopfe einen Helm, —
Sonst, wenn die Trompeten blasen,
Ist er nur ein armer Schelm. Friedrich Güll.

29. Vom Frosch und der Maus.

Eine Maus wäre gern über einen Bach gekommen und konnte nicht hinüber. Sie bat einen Frosch um Hilfe. Der Frosch war aber ein Schelm und sagte: „Ich will dir helfen, binde mir deinen Fuß an den meinen, dann ziehe ich dich schwimmend hinüber.“ Als sie aber mitten im Bache waren, tauchte der Frosch unter und wollte die Maus ertränken. Diese sträubte und wehrte sich, so gut sie konnte. Da kam plötzlich eine Weihe daher, erhaschte die Maus, zog auch den Frosch mit ihr heraus und fraß sie beide.

Äsop.

30. Gottes Vatergüte.

Aus dem Himmel ferne,
Wo die Englein sind,
Schaut doch Gott so gerne
Her auf jedes Kind;
Höret seine Bitte
Treu bei Tag und Nacht,
Nimmt's bei jedem Schritte
Väterlich in acht.

Gibt mit Vaterhänden
Ihm sein täglich Brot,
Hilft an allen Enden
Ihm aus Angst und Not.
Sagt's den Kindern allen,
Daß ein Vater ist,
Dem sie wohlgefallen,
Der sie nie vergißt.

Wilhelm Hey.

31. Das Kirschbäumchen.

1. Kirschbäumchen ist ein lieblich Kind,
Darum ihm auch gewogen sind
Herr Lenz, Herr Sommer und nicht minder
Der rauhe Herbst und auch Herr Winter!
Das sind vier grosse, reiche Herrn,
Die reisen hin und her so gern;
Und jeder bringt, so oft er naht,
Dem Bäumchen neuen, schönen Staat!

2. Kirschbäumchen ist ein junges Blut,
Herr Lenz ist ihm vor allen gut;
Er kommt mit Singen und mit Lachen
Und hat fürs Bäumchen schöne Sachen.
Er weiss, es putzt sich gar zu gern,
Drum bringt er mit aus weiter Fern'
Ein feines, weisses Seidenkleid,
Das glänzt und duftet weit und breit!

3. Das ist gewebt so wunderfein
Von lauter Blümchen, weifs und rein!
Kirschbäumchen zieht es fröhlich an
Und lächelt: „Dank, du lieber Mann!“
Und wenn das weifse Seidenkleid
Zerrissen ist in kurzer Zeit,
Da holt er hurtig noch herbei
Ein grünes Röcklein nagelneu!

4. Das glänzt so frisch im Morgenduft
Und rauschet in der Frühlingsluft.
Fliegt Staub daran von Land und Wegen,
So wäscht man's nur im frischen Regen!
Hin auf die Berge zieht dieweil
Herr Lenz, — da kommt in grofser Eil'
Der Sommer, dieser gute Mann,
Aus fernen, heifsen Ländern an.

5. Er kommt wohl übers weite Meer;
Dem lieben Bäumchen bringet er
Viel rote Perlen, licht und klar,
Die glänzen und leuchten so wunderbar.
Das Bäumchen sich nicht wenig freut
Und nähet hier und da zerstreut
Aufs schöne Kleid, so frisch und grün,
Die grofsen roten Perlen hin.

6. Dem Sommer wird es hier zu kalt,
Drum zieht nach Süden er gar bald
Und ruht in seinem Palmenhaus
Sich von der weiten Reise aus.
Kaum ist er fort, so rückt heran
Der Herbst; das ist ein rauher Mann,
Und doch ist er dem Bäumchen hold,
Schenkt ihm ein Kleid von lichtem Gold.

7. Dem Bäumchen will es nicht behagen,
Dafs es ein gelbes Kleid soll tragen,
Es rüttelt sich und schüttelt sich
Und rauscht und summt gar ärgerlich

Und wirft in seinem wilden Sinn
Das gelbe Kleid zur Erde hin;
Da kommt der Winter in grofser Hast
Von Rufsland aus seinem Eispalast.

8. Nun friert's das Bäumchen jämmerlich,
Nach seinem Kleidchen sehnt es sich.
Den Winter dauert das arme Kind;
Er holt aus seinem Sack geschwind
Ein weifses Pelzchen, zart und rein,
Und zieht's ihm an und schläfert's ein.
Da schlummert es in guter Ruh',
Bis wieder kommt der Lenz herzu. —

G. Chr. Dieffenbach.

32. Das Lamm.

Knabe. Lämmchen, was schreist du so kläglich dort?
Lamm. Meine liebe Mutter ist fort.
K. Fürchtest du dich, daß in der Zeit
Irgend jemand dir thu' ein Leid?
L. Fürchten, ich wüßte nicht was; ach nein!
Möchte nur gern bei der Mutter sein.
Und wie die Mutter hörte das Schrei'n,
Kam sie gleich aus dem Garten herein,
Rief es nur einmal mit sanftem Ton;
Siehe, da hört es das Lämmchen schon,
Läuft, so geschwind es laufen kann,
Drängt sich dicht an die Mutter an. Wilhelm Hey.

33. Die Katze und die Mäuse.

In einem Hause wohnten viele Mäuse. Die Hausfrau aber hatte eine Katze, die den Mäusen viele Not machte und ihnen überall auflauerte. Da versammelten sich eines Tages die Mäuse, um zu beraten, was sie gegen die Katze thun könnten. Die eine schlug dies, die andere das vor; aber nichts wollte ihnen gefallen. Da schlug endlich eine vor, man solle der Katze eine Schelle umhängen, damit man schon von weitem merke, wann sie komme. Das erschien allen gut. Nun hiefs es aber: „Wer will der Katze die Schelle anhängen?“ Da fand sich keine, die dies Geschäft verrichten wollte, und so blieb der gute Rat bis zum heutigen Tage unausgeführt. Äsop.

34. Von meinem Blümchen.

1. Ward ein Blümchen mir geschenket,
Hab's gepflanzt und hab's getränket.
Vögel, kommt und gebet acht!
Gelt, ich hab' es recht gemacht?

2. Sonne, laß mein Blümchen sprießen!
Wolke, komm, es zu begießen!
Richt empor dein Angesicht!
Liebes Blümchen, fürcht dich nicht!

3. Und ich kann es kaum erwarten,
Täglich geh' ich in den Garten,
Täglich frag' ich: Blümchen, sprich!
Blümchen, bist du bös' auf mich?

4. Sonne ließ mein Blümchen sprießen,
Wolke kam, es zu begießen;
Jedes hat sich brav gemüht,
Und mein liebes Blümchen blüht.

5. Wie's vor lauter Freude weinet!
Freut sich, daß die Sonne scheinet.
Schmetterlinge, fliegt herbei,
Sagt ihm doch, wie schön es sei!

Hoffmann von Fallersleben.

35. Die drei Hochzeitsgäste.

Es waren einmal in einem Dorfe drei Hofhunde, die hielten gute Nachbarschaft miteinander. Nun sollte eine grofse Bauernhochzeit sein, zu der alt und jung geladen war. Es wurde gekocht und gebraten und gebacken, dafs der Geruch durchs ganze Dorf zog. Die drei Hunde rochen auch, dafs etwas Gutes gekocht wurde, und ratschlagten, wie sie auch zur Hochzeit gehen wollten, um zu sehen, ob nichts für sie abfallen werde. Um alles Aufsehen zu vermeiden, beschlossen sie, nicht alle drei auf einmal hinzulaufen, sondern einer nach dem andern.

Der erste ging, machte sich in das Hochzeithaus, erschnappte ein grofses Stück Fleisch und wollte damit seiner Wege gehen. Allein er wurde erwischt und empfing eine furchtbare Tracht Prügel, nachdem ihm das Stück Fleisch aus den Zähnen gerissen

worden war. So kam er hungrig und übel geschlagen zurück zu seinen Gesellen. Die hungerten schon nach guter Nachricht und fragten: „Nun, wie ist es dir ergangen?“ Der Hund aber schämte sich, die Wahrheit zu gestehen, und sprach: „Ganz wohl! Aber es geht dort scharf her, und muſs einer Hartes und Weiches vertragen können.“

Als die Kameraden das hörten, meinten sie, es würde auf der Hochzeit über alle Maſsen gegessen und getrunken, und es fielen viele gute Bröcklein ab, harte und weiche, Fleisch und Bein. Alsbald rannte der zweite Hund in vollen Sprüngen nach dem Hochzeithaus, gerade in die Küche, und nahm, was er fand. Aber ehe er noch den Rückweg fand, war er schon bemerkt, und ward ihm ein Topf voll siedend heiſsen Wassers über den Rücken gegossen. Doch, ob's ihn auch schrecklich brannte, er verbiſs seinen Schmerz. Als er nun auf den Hof kam, fragten die beiden Kameraden zugleich: „Nun, wie hat es dir gefallen?“ „Ganz wohl,“ antwortete der Hund, „aber es geht dort heiſs her, und muſs einer Kaltes und Warmes vertragen können.“

Da dachte der dritte Hund, die Hochzeitgäste wären beim Schmause in voller Arbeit, und kalte und warme Speisen wechselten ab. Um nun wenigstens zum Nachtisch da zu sein, wenn der Kuchen aufgetragen wird, eilte er davon. Kaum aber war er im Hause, so erwischte ihn einer, klemmte ihn zwischen die Stubenthür und gerbte ihm das Fell windelweich, bis er endlich entsprang. „Nun, wie hat es dir gefallen?“ fragten die Freunde, jeder mit etwas Spott im Herzen. „Ganz wohl,“ sprach der Übelzugerichtete, „es ging recht toll her und gab viel Mürbes, aber Haare lassen muſs einer können.“

Noch lange dachten die drei Hunde daran, wie wohl ihnen die Hochzeitsuppe, der Hochzeitbraten und der Hochzeitkuchen geschmeckt hatte.

Ludwig Bechstein.

36. Gute Nacht.

1. Gute Nacht!
   Allen Müden sei's gebracht!
   Neigt der Tag sich still zu Ende,
   Ruhen alle fleiſs'gen Hände,
   Bis der Morgen neu erwacht.
   Gute Nacht!

2. Geht zur Ruh'!
Schliefst die müden Augen zu!
Stiller wird es auf den Straſsen,
Und den Wächter hört man blasen,
Und die Nacht ruft allen zu:
Geht zur Ruh'!

3. Gute Nacht!
Schlummert, bis der Tag erwacht!
Schlummert, bis der neue Morgen
Kommt mit seinen neuen Sorgen,
Ohne Furcht, der Vater wacht.
Gute Nacht! Theodor Körner.

37. Die kluge Maus.

Eine Maus kam aus ihrem Loche und sah eine Falle. „Aha!" sagte sie, „da steht eine Falle. Die klugen Menschen! Da stellen sie mit drei Hölzchen einen schweren Ziegel aufrecht, und an eines der Hölzchen stecken sie ein Stückchen Speck. Das nennen sie dann eine Mausfalle. Ja, wenn wir Mäuschen nicht klüger wären! Wir wissen wohl: wenn man den Speck fressen will, klapps! fällt der Ziegel um und schlägt den Näscher tot. Nein, nein, ich kenne eure List!"

„Aber," fuhr das Mäuschen fort, „riechen darf man schon daran. Vom bloßen Riechen kann die Falle nicht zufallen. Und ich rieche den Speck doch für mein Leben gern. Ein bißchen riechen muß ich dran!"

Es lief unter die Falle und roch an dem Specke. Die Falle war aber ganz lose gestellt, und kaum berührte es mit dem Näschen den Speck, klapps! so fiel sie zusammen, und das lüsterne Mäuschen war zerquetscht. Brüder Grimm.

38. Gott sorgt.

1. Es ist kein Mäuschen so jung und klein,
Es hat sein liebes Mütterlein,
Das bringt ihm manches Krümchen Brot,
Damit es nicht leidet Hunger und Not.

2. Es ist kein liebes Vögelein
Im Garten draußen so arm und klein,
Es hat sein warmes Federkleid;
Da thut ihm Regen und Schnee kein Leid.

3. Es ist kein bunter Schmetterling,
Kein Würmchen im Sommer so gering,
Es findet ein Blümchen, findet ein Blatt,
Davon es ißt, wird froh und satt.

4. Es ist kein Geschöpf in der weiten Welt,
Dem nicht sein eignes Teil ist bestellt,
Sein Futter, sein Bett, sein kleines Haus,
Darinnen es fröhlich geht ein und aus.

5. Und wer hat das alles so bedacht?
Der liebe Gott, der alles macht
Und sieht auf alles väterlich,
Der sorgt auch Tag und Nacht für mich.

Wilhelm Hey.

39. Der süfse Brei.

Es war einmal ein armes, frommes Mädchen; das lebte mit seiner Mutter allein, und sie hatten nichts mehr zu essen. Da ging das Kind hinaus in den Wald, und begegnete ihm da eine alte Frau, die wufste seinen Jammer schon und schenkte ihm ein Töpfchen; zu dem sollt' es sagen: „Töpfchen, koche!" so kochte es guten süfsen Hirsenbrei, und wenn es sagte: „Töpfchen, steh!", so hörte es wieder auf zu kochen. Das Mädchen brachte den Topf seiner Mutter heim, und nun waren sie ihrer Armut und ihres Hungers ledig und afsen süfsen Brei, so oft sie wollten. Auf eine Zeit war das Mädchen ausgegangen. Da sprach die Mutter: „Töpfchen, koche!" da kocht es, und sie ifst sich satt. Nun will sie, dafs das Töpfchen wieder aufhören soll; aber sie weifs das Wort nicht. Also kocht es fort, und der Brei steigt über den Rand hinaus und kocht immer zu, die Küche und das ganze Haus voll, und das zweite Haus und dann die Strafse, als wollt's die ganze Welt satt machen, und ist die gröfste Not, und kein Mensch weifs sich da zu helfen. Endlich, wie nur noch ein einziges Haus übrig ist, da kommt das Kind heim und spricht nur: „Töpfchen steh!" da steht es und hört auf zu kochen, und wer wieder in die Stadt wollte, der mufste sich durchessen.

Brüder Grimm.

40. Das Immlein.

In einem Garten wohn' ich,
Da gibt es vielen Honig,
Den sammelt ein das Immelein
Von zuckersüßen Blümelein,
Auf daß im kalten Winter
Nicht hungern seine Kinder.
Dann macht es auch von Wachse
Ein Bett, und nicht vom Flachse,
So daß die Kleinen liegen
In einer Zuckerwiegen.
Nicht wahr, ihr möcht't auch schlafen
In einem Honighafen?
Doch wollt ihr mehr noch hören,
So dürft ihr mich nicht stören.
Wo Süßes ist zu haschen,
Da will das Immlein naschen.
Es summet in den Wäldern
Und hummet auf den Feldern,
Es irret in den Schlüften
Und schwirret auf den Triften.
Auch flieget auf die Äckerlein
Das winzig kleine Schleckerlein.
Denn wo ein Blümlein wanket,
Das Immlein kommt geschwanket.
Wohin sich neigt ein Hälmlein,
Da setzt sich drauf das Schelmlein.
Wo eine Blüte lächelt,
Das Immlein kommt gefächelt.
Wo aus ein Knöspsplein schlüpfet,
Das Immlein kommt gehüpfet.
Und wo ein Zweiglein schaukelt,
Das Immlein kommt und gaukelt.
Und wo ein Bäumlein rauschet,
Das Immlein kommt und lauschet
Und hummet, summet, brummet
Im Heu und auch im Grummet;
Und jedes Blumenbecherlein
Trinkt aus das durst'ge Zecherlein.

Nun hat es keine Taschen
Und hat auch keine Flaschen.
Drum trägt's an seinen Füßen
Den Honig heim, den süßen.
Jetzt aber fehlt ein Teller
Und auch ein kühler Keller.
Drum macht's mit seinem Rüsselein
Von Wachs ein rundes Schüsselein.
Doch horch! viel mehr noch weiß ich,
Wie's Immlein ist so fleißig.
Es hört die ganze Wochen
Um viel nicht auf zu kochen.
Und jeder Zuckerbäcker
Muß lernen von dem Lecker.
Es rafft und schafft mit Sorgen
Am Abend und am Morgen.
Doch sagt's: Am Mittag tanz' ich
Der Walzer mehr als zwanzig
Und höre nicht den ganzen
Nachmittag auf zu tanzen.
Den Takt klopft mir der Häher
Zum Walzer und zum Dreher.
Und wer muß mir aufspielen?
Die Vöglein sind's, die vielen:
Der Fink und Star und Zeisig,
Sie musizieren fleißig.
Rotkehlchen und Rotschwänzchen,
Sie helfen auch zum Tänzchen.
Und bitt' ich gar die Schwalben,
Die sagen: Meinethalben!
Bis endlich sanft und labend
Herniederkommt der Abend.
Dann denk' ich an die Ruhe
Und streif' mir ab die Schuhe,
Bis mich die Morgenglocken
Zur Arbeit wieder locken,
Bis mich die Morgensonne
Aufweckt zu neuer Wonne.
Denn jede Morgenstunde

Hat Honig in dem Munde.
Dann bad' ich mich im Taue
Wohl auf der grünen Aue.
So sorgt es für die Kinder
Vom Frühjahr bis zum Winter,
Bis alle Blumen sterben
Und welken und verderben,
Bis daß der Baum verlieret
Sein Laub, und bis es frieret,
Und Büsche sich und Hecken
Im weißen Schnee verstecken.
Dann setzt es sich gemütlich
Im Korb und thut sich gütlich
Und sagt: War ich so fleißig,
Den Honig nun verspeis' ich.
Mag's stürmen oder schneien,
Mir ist's als wie im Maien.
Ich fürcht' mich im geringsten
Nicht, wenn's auch schneit bis Pfingsten.
In warmer Stube wohn' ich,
Gebaut von Wachs und Honig.
Viel hab' ich und nicht wenig
Und bin ein reicher König.
Und thut mich's manchmal dürsten,
Ich trinke wie die Fürsten.
Und will ich ruhig schlafen,
Ich schlummre wie die Grafen.
Und will ich fröhlich träumen,
So träum' ich von den Bäumen
Und von den grünen Gräslein,
Wenn wieder kommt das Häslein,
Bis ich kann wieder wandern
Von einer Blum' zur andern,
Und ich mich muß einwintern
Aufs neu' mit meinen Kindern.

Friedrich Güll.

41. Der Strohmann.

Ein Bauer hatte einen gar schönen Weizenacker; die Ähren waren voll Körner, und die Körner waren voll Mehl, und sie waren beinahe

reif. Da kamen die bösen Spatzen und fielen ihm in seinen Weizen und fraßen die halbreifen Körner, und wenn sie es so fortgetrieben hätten, so hätte der Mann garnichts bekommen.

Da ging er des Morgens in aller Frühe hinaus, um auf diese Spitzbuben zu schießen. Allein als er hinkam, waren sie schon da gewesen; denn die Spatzen stehen noch früher auf als die Bauern. Und sie hatten ihm schon wieder ein Stück Weizen ausgefressen und saßen nun auf des Nachbars Kirschbaum und naschten Kirschen und lärmten, als wenn sie sich über ihre Spitzbüberei freuten.

Der Bauer kratzte sich hinter den Ohren und besann sich, was er machen sollte; denn seinen guten Weizen wollte er ihnen doch nicht lassen. Auf einmal fiel ihm ein Mittel ein.

Als er nach Hause kam, nahm er einen Stock, so groß als ein Mensch, wickelte Stroh darum, bis er dick genug war, und machte ihm zwei Arme, zog ihm dann seinen alten Rock an, setzte ihm seinen alten Hut auf und gab ihm eine große Peitsche in die Hand. Als die Spatzen schlafen gegangen waren, nahm er dieses Ungetüm, trug es hinaus und stellte es mitten in seinen Weizenacker, gerade als wenn es ein lebendiger Mann wäre.

Den andern Morgen, sobald die Spatzen aufwachten, flogen sie eiligst nach dem Acker, wo sie es sich gut schmecken lassen wollten. Aber als sie hinkamen, sieh da, da stand schon der Bauer in seinem alten Rocke und in seinem alten Hute und drohte ihnen mit der Peitsche. Da es so gefährlich aussah, getrauten sie sich nicht herbeizufliegen, sondern lauerten in der Nachbarschaft, ob denn der Peitschenmann gar nicht nach Hause gehen würde. Aber er ging nicht; sie mochten warten, solange sie wollten, er blieb immer stehen, und wenn der Wind kam, so schwang er seine Peitsche so hoch, daß es ihnen ernstlich bange wurde. Endlich flogen sie mit hungrigem Magen nach Hause.

Wilhelm Curtman.

42. Die Blumen.

1. Wer hat die Blumen nur erdacht,
   Wer hat sie so schön gemacht,
   Gelb und rot und weiß und blau,
   Daß ich meine Lust dran schau'?
2. Wer hat im Garten und im Feld
   Sie so auf einmal hingestellt?
   Erst war's doch so hart und kahl,
   Blüht nun alles auf einmal.

3. Wer ist's, der ihnen allen schafft
In den Wurzeln frischen Saft,
Gießt den Morgentau hinein,
Schickt den hellen Sonnenschein?

4. Wer ist's, der sie alle ließ
Duften noch so schön und süß,
Daß die Menschen, groß und klein,
Sich in ihren Herzen freun?

5. Wer das ist, und wer das kann
Und nicht müde wird daran?
Das ist Gott in seiner Kraft,
Der die lieben Blumen schafft.

Wilhelm Hey.

43. Das Nest des Rotschwänzchens.

Das Rotschwänzchen wollte gern ein Nest bauen und konnte keinen Platz finden. Es flog in dem ganzen Garten umher und um das ganze Haus herum und konnte nichts entdecken, was ihm paßte. Endlich sah es eine Ritze in der Mauer, und da es fand, daß sie weit genug war zum Hinein- und Herausschlüpfen, sagte es zu seinem Männchen: „Komm, wir wollen uns Heu suchen und unser Nestchen bauen." Und sie suchten Heu und Grashälmchen und machten ein rundes Nestchen und thaten weiche Federn hinein, und es war groß genug für das Männchen und das Weibchen und weich und warm für die Jungen.

Nun legte das Rotschwänzchen fünf Eierchen in das Nest, so groß wie eine Haselnuß und bläulich von Farbe und gar niedlich von Gestalt. Und nun brüteten sie abwechselnd auf den Eiern. Wenn das Weibchen ausflog, brütete das Männchen, und wenn das Männchen Futter holte, brütete das Weibchen. Nach einigen Wochen krochen fünf niedliche Junge aus den Eiern, die waren noch nackt und ohne Federn. Aber die Alten wärmten und fütterten sie, bis sie größer waren, und ihnen Federn wuchsen. Und sie hatten ihre Freude an den Jungen und hatten sie sehr lieb; und die Jungen zwitscherten, wenn sie die Mutter sahen, und sperrten die Schnäbel auf, weil sie wußten, daß sie ihnen allemal etwas zu essen mitbrachte.

Wilhelm Curtman.

44. Frau Schwalbe.

1. Frau Schwalbe ist 'ne Schwätzerin,
Sie schwatzt den ganzen Tag,
Sie plaudert mit der Nachbarin,
Soviel sie plaudern mag;
Das zwitschert, — das zwatschert
Den lieben langen Tag!
2. Sie schwatzt von ihren Eiern viel,
Von ihren Kindern klein,
Und wenn sie niemand hören will,
Schwatzt sie für sich allein.
Das zwitschert, — das zwatschert
Und kann nicht stille sein!
3. Hält sie im Herbst Gesellschaft gar
Auf jenem Dache dort,
So schwatzen die Frau Schwalben all
Erst recht in einem fort;
Das zwitschert, — das zwatschert,
Und man versteht kein Wort.

G. Chr. Dieffenbach.

45. Der Tierquäler.

Schon waren die jungen Rotschwänzchen herangewachsen und beinahe flügge, als der böse Peter einmal die Alten aus der Ritze der Mauer herausfliegen und bald wieder mit Futter hineinfliegen sah.

„Aha," dachte er, „da ist ein Vogelnest, dahin muß ich einmal klettern und nachsehen, was in dem Neste ist." Und sogleich kletterte er an der Mauer hinauf und kam bis an die Ritze, worin das Nestchen stand; und da hörte er die Jungen zwitschern und sah sie die Schnäbel aufsperren, weil sie meinten, ihre Mutter käme.

Der böse Peter aber wollte sie aus dem Neste herausreißen und wollte mit ihnen sein Spiel treiben, bis sie tot wären. Es ging aber nicht so, wie er dachte. Das Loch, wo die Vögelchen ein- und ausflogen, war sehr enge, so daß er seine Hand nicht leicht hindurchstecken konnte.

Nun drückte er zwar so lange, bis er die Hand hindurchgezwängt hatte; als er sie aber drinnen und die armen Vögelchen gefaßt hatte, konnte er die Hand nicht wieder herausziehen. Er mochte ziehen und zerren, wie er wollte, es half ihm nichts, die Hand stak fest. Zuletzt that es ihm wehe, und er fürchtete, die Hand werde gar nicht mehr herausgehen.

Da fing er erbärmlich an zu schreien, so daß die Leute herbeigelaufen kamen. Die halfen ihm zwar endlich nach vieler Mühe aus dem Loche heraus; aber sie schalten ihn auch, daß er die armen Rotschwänzchen habe stören und quälen wollen, und sagten es seinem Vater. Der strafte ihn hart. Wilhelm Curtman.

46. Die Wachtel.

1. Es rufet die Wachtel mit munterem Schlag,
   Sie rufet schon frühe, bevor es noch Tag,
   Schlagt und sagt:
   „Weckt den Knecht! Weckt die Magd!“
2. Es rufet die Wachtel am heißen Mittag,
   Sie rufet dem Schnitter mit munterem Schlag,
   Schlagt und sagt:
   „Bück den Rück'! Bück den Rück'!“
3. Doch neigt sich zum Abend der glühende Tag,
   So ruft sie der Bäu'rin mit freudigem Schlag,
   Schlagt und sagt:
   „Gebt dem Knecht, was ihm recht!“

Des Knaben Wunderhorn.

47. Birke und Tanne.

Birke. Du alte Tanne im dunklen Kleid,
Du solltest dich schämen zur Frühlingszeit!
Sieh, wie ich mit festlichem Grün mich geschmückt,
Daß jeder mich voll Freude erblickt!
Bald kommt das Pfingstfest, da wirst du mich sehn
Als Zierde vor jedem Hause stehn.
Doch deine ernste, finstre Gestalt
Begehret niemand im ganzen Wald.

Tanne. O Birke, prahle nicht so kühn
Mit deinem schönen, jungen Grün.
Wohl trag' ich Sommers- und Winterszeit
Dasselbe schlichte, dunkle Kleid;
Doch wenn ich im Herbst noch grün' am Hügel,
Steckst du als Rute schon hinter dem Spiegel.
O, wie dich die Kinder fliehn erschrocken!
Ich aber in meinen krausen Locken
Darf als Christbaum zu ihrem Behagen
Die schönen Weihnachtslichter tragen.

Agnes Franz.

48. Die Mühle.

Wenn ihr gut zu Fuſse gehen könnt und nicht so leicht müde werdet, wollen wir einmal nach der Mühle gehen, die am hellen Bächlein und an der grünen Wiese liegt.

Da steht das Mühlhaus am Wasser, und man hört schon von weitem das Geklapper des Mahlkastens und das Gebrause der Wasserräder.

Das Rad ist viel gröſser als ein Wagenrad und dreht sich viel langsamer um; aber es steht nicht still, auſser am Sonntage, wenn der Müller in die Kirche geht.

In dem Mühlhause steht unter dem Mahlkasten der Mehlkasten; in den fällt das Mehl, wenn es gemahlen ist, und von dem Staube des Mehlkastens wird alles weiſs, der Müller und die Müllerin und der Mühlknecht, und wenn du vorwitzig bist, du auch.

Um den Mehlkasten stehen die Kornsäcke; aus denen nimmt der Müller Korn und schüttet es in den groſsen hölzernen Trichter, welcher oben auf dem Mahlkasten steht. Dort wird es zu Mehl gemahlen, und dann thut er das Mehl in einen Sack und lädt den Sack seinem Esel auf den Rücken, der muſs in die Stadt gehen und das Mehl dem Bäcker bringen. Weiſst du schon, was der Bäcker mit dem Mehl macht? Wilhelm Curtman.

49. Mahnung am Morgen.

Wenn die Sonn' mit hellem Schein
Schaut so in dein Bett hinein,
Büblein, spring geschwind heraus!
Sticht dir sonst die Augen aus.

Friedrich Güll.

50. Morgengebet.

Vergangen iſt die finſtre Nacht,
Und ich bin fröhlich aufgewacht.
Was geb' ich denn dir, Gott des Lichts?
Ich armes Kind, ich habe nichts,
Als daß ich dir aus Herzensgrund
Recht danke für den Schlaf
Und dir verſprech' mit frohem Mund:
Fromm will ich ſein und brav,
Daß deine Hand mich ſtets bedeckt
Und fröhlich auferweckt.

Friedrich Güll.

51. Der Hof des Müllers.

Auf dem Hofe des Müllers seht ihr eine große Menge Federvieh. Da sind viele, viele Hühner, schwarze, weiße und gefleckte; einige haben Häubchen von Federn, andere haben einen roten Kamm wie der Hahn, ein Teil ist selbst noch jung und ein wenig kleiner als die Alten; einige aber sind Gluckhennen, die haben ein Häuflein Junge um sich herum, die man Küchlein nennt. Wenn die Henne gluck, gluck macht, dann rennen die Küchlein herbei und wollen sehen, was ihnen ihre Mutter geben will. Denn die Mutter nimmt nichts für sich, wenn sie etwas zu essen findet, sondern sie lockt ihre Küchlein und läßt diese es nehmen.

Auch ein großer Hahn schreitet unter ihnen herum, mit einem gewaltigen Kamm und einem mächtigen Federschweif. Der Hahn stellt sich auf etwas Hohes und kräht kikiriki, dann schlägt er mit den Flügeln, daß es klatscht, und kräht noch einmal kikiriki.

Vom Hühnerhaus schlüpft eben ein schwarzes Huhn heraus, es hat ein Ei in das Nest gelegt, worin schon viele Eier liegen, und ist froh über seine vielen Eier und ruft im ganzen Hof herum getz getz gelegt, getz getz gelegt. Die Müllerin hört es und geht hin und holt sich so viele Eier aus den Nestern, als sie zu den Pfannkuchen braucht; denn in der Küche brennt schon ein helles Feuer zum Pfannkuchenbacken.

Auf dem Dache sitzen die Tauben im Sonnenschein, sie machen Komplimente vor einander und rufen rukediku, rukediku. Ihr Häuschen ist oben unter dem Dach und heißt der Taubenschlag. Es hat ganz kleine Thürchen und an jeder Thüre eine Stange, worauf die Täubchen sich erst umsehen, ehe sie fortfliegen. Inwendig hat jede Taube ihr Nest, worin zwei Eier liegen, oder zwei Junge sitzen. Die Jungen können noch nicht fliegen, sondern sie warten, bis die Alten kommen und ihnen Futter bringen; dann sperren sie die Schnäbel auf, und die Alten stecken ihnen die Gerstenkörnchen hinein.

Des Morgens kommt die Müllerin in den Hof, trägt eine Schüssel voll Gerste und ruft bi, bi, bi. Manchmal steht auch der Müller neben ihr und pfeift mit dem Munde so laut, daß es die Tauben auf dem Dache und die Hühner im Stall hören. Dann kommen die Hühner aus dem Hofe und die Tauben von dem Dache herbeigelaufen und geflogen, und eins will immer dem andern zuvorkommen. Und wenn nun die Müllerin die Gerste aus ihrer Schüssel ausstreut, dann gibt es ein Gewimmel und ein Getümmel, dann schnappen sie zu

und schlucken und stoßen sich und thun so hastig, damit sie nur recht viel bekommen. Und weil der Hahn und die Hühner stärker sind, jagen sie oft die Tauben weg. Die Müllerin lockt ihnen aber wieder und streut ihnen noch eine Handvoll hin, bis die Schüssel leer ist. Manchmal erlaubt auch die Müllerin ihren Kindern, Gerste in die Hand zu nehmen und den kleinen Hühnchen und den jungen Täubchen vorzustreuen; dann rufen die Kinder auch bi, bi, bi, und alles kommt herbeigeflogen und frißt von ihrer Gerste. Wilhelm Curtman.

52. Der Teich.

Nicht weit von der Mühle ist ein Teich, dessen Wasser so breit ist, daſs man keinen Steg darüber legen, nicht einmal mit einem Steine darüber werfen kann. In diesem Teich sind Fische, groſse und kleine, bräunliche und gräuliche, die schwimmen hin und her und sind bald oben auf der Fläche, bald unten auf dem Grunde. Wirft man ihnen ein Bröckchen Brot ins Wasser, so schwimmt ein ganzer Trupp herbei und schnappt danach. Anfangs sind es nur kleine Fischchen, welche sich sammeln, hernach kommen aber auch gröſsere, z. B. Karpfen, so breit wie meine Hand, und Hechte, so lang wie mein Arm.

Vor den Hechten fürchten sich die anderen, denn sie sind Raubfische, sie haben scharfe Zähne und beiſsen die kleinen Fischchen tot und fressen sie. Und ihr könnt euch auch hüten, daſs euch kein Hecht in die Finger beiſst. Der Müller will auch die kleinen Fischchen nicht alle gefressen haben und läſst deshalb nicht viele Hechte in dem Teiche.

Wollt ihr wissen, wie er sie fängt? Ich habe ihm einmal zugesehen. Da nahm er einen Angelhaken von Stahl, der war sehr spitz, band eine lange Schnur daran und befestigte sie an einen Stock; das Ganze nannte er seine Angel. Nun nahm er einen Regenwurm unter einem Steine hervor, steckte diesen so in den Haken, daſs man die Spitze nicht sah, und daſs man meinte, der Wurm schwimme im Wasser. Hierauf setzte er sich ganz ruhig an das Ufer und lieſs die Angel in das Wasser hängen.

Über eine Weile kam ein groſser Hecht, betrachtete den Wurm und dachte: Ei, der soll mir gut schmecken. Geschwind fuhr er drauf los, sperrte sein Maul weit auf und biſs hinein. Aber wie war er angeführt! Er hatte sich den spitzen Haken in den Gaumen gebissen und konnte ihn nicht wieder losmachen.

Zwar riſs er gewaltig an der Angelschnur und tobte hin und her; als aber der Müller merkte, daſs etwas an der Angel zuckte, zog er sie in die Höhe, und der Herr Hecht muſste daran hängen bleiben, bis der Müller ihn tot machte. Die Müllerin nahm ihn in die Küche und sott ihn in heiſsem Wasser, und abends lieſsen sie sich den Hecht gut schmecken. Wilhelm Curtman.

53. Der Pudel.

1. „Wer hat hier die Milch genaſcht?
Hätt' ich doch den Dieb erhaſcht!
Pudel, wärſt denn du es gar?
Pudel, komm doch! Ei fürwahr,
Einen weißen Bart haſt du;
Sag mir doch, wie geht das zu?"
2. Die Hausfrau ſah ihn an mit Lachen:
„Ei, Pudel, was machſt du mir für Sachen?
Willſt wohl gar noch ein Naſchkätzchen werden?"
Da hing er den Schwanz bis auf die Erden
Und heulte und ſchämte ſich ſo ſehr.
Der naſchet wohl ſo bald nicht mehr. Wilhelm Hey.

54. Des Kirschbaums Gäste.

1. Der Kirschbaum grünt an Zweig und Ast,
Da hat er auch schon einen Gast.
Am jungen Grün und zarten Blatt
Friſst sich das Räuplein voll und satt.
2. Der Kirschbaum blüht an Zweig und Ast,
Da hat er wieder einen Gast.
Das Bienchen findet Honigseim
Und trägt ihn in die Zellen heim.
3. Und sind der Wochen sechs vorbei,
So kommen gar der Gäste zwei.
Kennst du sie wohl? Sag es geschwind:
„Es ist das Spätzlein und — das Kind."

Ernst Lausch.

55. Der Sommer.

Am längſten ſind die Tage im Sommer; des Morgens um vier Uhr ſchon gehen die fleißigen Landleute an ihre Arbeit, und ſpät

abends spielen die Kinder noch im Freien. Ja, gerade in der Abendkühle spielt es sich am besten.

Aber welche Hitze herrscht auch oft den Tag über! Viele Tiere liegen in ihren schattigen Erdlöchern, selbst die Vögel bergen sich im Schatten des dunkelgrünen Waldes, ihren Gesang einstellend und auch die Menschen suchen die kühlsten Plätzchen ihrer Wohnungen auf. Nur die meisten kaltblütigen Geschöpfe, Eidechsen und Insekten, sind jetzt am vergnügtesten. Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume, Bienen summen, Grillen zirpen, und Heuschrecken schwirren in der Mittagszeit durch die Wiese.

Diese prangt jetzt in ihrem höchsten Schmucke; feine Blütenrispen nicken über dem fußhohen Grase und streuen Blütenstaub aus, wenn ein vorüberschnurrendes Insekt sie berührt; Blumen prangen in allen Farben und versenden weithin ihre Wohlgerüche. Bald aber wird all dieser Herrlichkeit durch die Sense des Mähers ein Ende gemacht, und dann wird nur kurze Zeit noch das duftende Heu an die vergangene Pracht erinnern.

Glühend brennt die Mittagssonne im weiten Saatfelde zur Freude des Landmannes; denn durch ihre Strahlen wird in wenigen Wochen das Getreide reif sein. Dann gibt es ein fröhliches, wenn auch mühsames Ernten. Sind unter unzähligen Schweißtropfen die schweren Garben endlich auf den Wagen gebracht, dann schmücken sich Schnitter und Schnitterinnen mit Feldblumen und ziehen mit heiterem Gesang des Abends in das Dorf ein.

Da sendet wohl noch der Himmel eine erfrischende Gabe. Dunkle Wolken steigen empor, am fernen Horizonte flammt es hell auf, näher und näher kommt das Gewitter. Unter Donner und Blitz strömt ein herrlicher Regen nieder, und sanft ruhen Menschen und Tiere in der kühlen, würzigen Nachtluft.

Friedrich Roll.

56. Das Häslein.

1. Unterm Tannenbaum im Gras
Gravitätisch sitzt der Has,
Wichst den Bart und spitzt das Ohr,
Duckt sich nieder, guckt hervor,
5. Zupft
Und leckt sich,
Rupft
Und reckt sich;
Endlich macht er einen Sprung:

„Hei, was bin ich für ein Jung'!
Schneller noch als Hirsch und Reh
Spring' ich auf und ab die Höh',
Wer ist's, der mich fangen kann?
Tausend Hund' und hundert Mann,
Gleich will ich's mit ihnen wagen,
Soll mich keiner doch erjagen.
Und der Graf auf seinem Schloß
Hat im ganzen Stall kein Roß
Und auch keinen Reitersknecht,
Der mir nachgaloppen möcht'."
„Häslein, nimm dich doch in acht,
Hund und Jäger schleichen sacht!
Eh' du's denkst, da zuckt es rot,
Und die Kugel schießt dich tot."
Aber 's Häslein hat sich jetzt
Wie ein Männlein hingesetzt,
Schaut nicht auf und schaut nicht um.
Bst, wer kommt so still und stumm
Dort durch Busch und Dorn und Korn
Mit dem Stutz' und Pulverhorn?
Hu! der Jäger ist es schon!
Häslein, Häslein, spring davon!
's ist zu spät; es blitzt und pufft,
Und der Rauch steigt in die Luft,
Und das Häslein liegt, o weh!
Totgeschossen in dem Klee.

Friedrich Güll.

57. Der Fuchs und der Bock.

Ein Fuchs und ein Bock gingen zusammen über Land. Die Sonne schien heiss, und der Durst plagte sie sehr. Da kamen sie an einen Brunnen und stiegen hinein, um zu trinken. Nachdem sie ihren Durst gelöscht hatten, sagte der Bock: „Wie kommen wir nun wieder heraus?" Der Fuchs bedachte sich nicht lange. „Das will ich dir zeigen," sagte er. „Stelle dich auf die Hinterfüsse und stemme die Vorderfüsse gegen die Mauer. Ich klettere dann auf deinen Rücken hinauf, und wenn ich draussen bin, will ich dir hinaushelfen."

Der Bock that, wie ihm der Fuchs geheifsen hatte. Der Fuchs war bald draufsen und sprang vor Freude, dafs er gerettet sei. Den Bock aber, der ihn jetzt um Hilfe bat, lachte er aus. Äsop.

58. Der Sommer.

1. Der Sommer, der Sommer,
Das ist die schönste Zeit:
Wir ziehen in die Wälder
Und durch die Au'n und Felder
Voll Lust und Fröhlichkeit.

2. Der Sommer, der Sommer,
Der schenkt uns Freuden viel:
Wir jagen dann und springen
Nach bunten Schmetterlingen
Und spielen manches Spiel.

3. Der Sommer, der Sommer,
Der schenkt uns manchen Fund:
Erdbeeren wir uns suchen
Im Schatten hoher Buchen
Und laben Herz und Mund.

4. Der Sommer, der Sommer,
Der heißt uns lustig sein:
Wir winden Blumenkränze
Und halten Reigentänze
Beim Abendsonnenschein.

Hoffmann von Fallersleben.

59. Der Blitz.

Gustavs Mutter war krank und lag am Fieber danieder. Der Arzt hatte der Kranken kühlende Früchte empfohlen. Daher beschlofs Gustav, in den Wald zu gehen, um seiner Mutter Erdbeeren zu pflücken.

Es war ein heifser Sommertag. Emsig suchte der Knabe und freute sich sehr, wenn zwischen dem dunkeln Laube ein rotes Beerchen ihn anlachte. Wohl prefste die Hitze seiner Stirne Schweifstropfen aus; allein er achtete es nicht und pflückte fort, um seiner Mutter Freude zu bereiten. Endlich war das Körbchen voll der schönsten Erdbeeren. Lächelnd blickte der glückliche Knabe auf seinen Schatz und setzte sich endlich nieder, um im Schatten einer Eiche auszuruhen. Aber er hatte sich müde gesucht, und bald umfing ihn der Schlaf.

Siehe, da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog Gewölk herauf, Blitze leuchteten, und die Stimme des Donners tönte immer lauter und lauter. Plötzlich brauste der Wind in den Ästen der Bäume, Regen stürzte hernieder, und der Knabe erwachte. Das Gewitter verwandelte seine frühere Freude in Schrecken, er blieb weinend unter der Eiche sitzen.

Da fiel ihm ein, dafs sein Lehrer gesagt hatte, man dürfe bei Gewittern nie unter Bäume treten. Rasch sprang daher Gustav auf, nahm sein Körbchen und eilte fort. Da leuchtete ein heftiger Blitz, laut krachte der Donner darauf, und erschreckt sah der Knabe sich um. Die Eiche, unter der er eben gesessen, hatte der Blitz zerschmettert. Durchnäfst kam Gustav zu Hause an. Die Eltern hatten ängstlich auf ihn gewartet und freuten sich sehr, als sie ihn unverletzt sahen. Die kranke Mutter erquickte sich jetzt und dankte ihrem Gustav. L. Kellner.

60. Was hat der liebe Gott mir alles gegeben?

1. Zwei Augen hab' ich klar und hell,
Die drehn sich nach allen Seiten schnell,
Die sehn alle Blümchen, Baum und Strauch
Und den hohen, blauen Himmel auch.
Die setzte der liebe Gott mir ein,
Und was ich kann sehen, ist alles sein.

2. Zwei Ohren sind mir gewachsen an,
Damit ich alles hören kann,
Wenn meine liebe Mutter spricht:
„Kind, folge mir und thu das nicht!"
Wenn der Vater ruft: „Komm her geschwind,
Ich habe dich lieb, mein gutes Kind."

3. Einen Mund, einen Mund hab' ich auch,
Davon weifs ich gar guten Gebrauch:
Kann nach so vielen Dingen fragen,
Kann alle meine Gedanken sagen,
Kann lachen und singen, kann beten und loben
Den lieben Gott im Himmel droben.

4. Hier eine Hand und da eine Hand,
Die rechte und die linke sind sie genannt;
Fünf Finger an jeder, die greifen und fassen.
Jetzt will ich sie nur noch spielen lassen;
Doch wenn ich erst grofs bin und was lerne,
Dann arbeiten sie alle auch gerne.

5. Füfse hab' ich, die können stehen,
Können zu Vater und Mutter gehen,

Und will es mit dem Laufen und Springen
Nicht immer so gut, wie ich's möchte, gelingen,
Thut nichts; wenn sie nur erst gröſser sind,
Dann geht es noch einmal so geschwind.

6. Ein Herz, ein Herz hab' ich in der Brust,
So klein und klopft doch so voller Lust
Und liebt doch den Vater, die Mutter so sehr.
Und wiſst ihr, wo ich das Herz hab' her?
Das hat mir der liebe Gott gegeben,
Das Herz und die Liebe und auch das Leben.

Wilhelm Hey.

61. Der Weizen.

Auf dem Acker streut der Landmann im Herbste viele Körner in die weich gepflügte Erde. Im Herbste noch wachsen daraus schmale, kleine Grasblätter, und der ganze Acker gleicht einer frischen Wiese. Im Winter aber kann der Weizen nicht mehr wachsen, denn die Luft ist zu kalt, und kaum wird er durch die weiße Schneedecke vor dem Erfrieren geschützt.

Aber da kommt der Frühling; die Lerche singt über der Flur ihr Freudenlied und läßt sich dann in dem grünen Acker nieder, um darin ihr Nest zu bauen. Die emporwachsenden Halme bergen bald das Nest mit den Jungen. Oben auf dem Halme zeigen sich nun Ähren, anfangs grün, dann allmählich gelb werdend. Glühende Klapperrosen und himmelblaue Kornblumen schmücken das einfarbige Feld.

Bald nahen die Schnitter. Mit ihren Sicheln schneiden sie die Halme und binden sie dann behutsam in Garben. Diese werden in der Scheune bei dem Hause gedroschen, damit die reifen Körner herausspringen. Aus ihnen wird in der Mühle das Mehl gemahlen, aus welchem der Bäcker nahrhaftes Brot und wohlschmeckenden Kuchen bereitet.

Friedrich Noll.

62. Der Postillon.

Der Postillon ist ein glücklicher Mann,
Daß er immer so reiten kann.
Hell funkeln seine blanken Sporn,
Und frisch erklingt sein lustig Horn,
Und Berg und Thal ringsum erschallt,
Wenn seine lange Peitsche knallt.
O wär' ich nur ein Postillon!
Gleich ritt' ich im Galopp davon.

Franz Pocci.

63. Fischlein.

1. „Fischlein! Fischlein! du armer Wicht,
Schnappe nur ja nach der Angel nicht!
Geht dir so schnell zum Halse hinein,
Reißt dich blutig und macht dir Pein.
Siehst du nicht sitzen den Knaben dort?
Fischlein, geschwinde schwimme fort.“
2. Fischlein mocht' es wohl besser wissen,
Sahe nur nach dem fetten Bissen,
Meinte, der Knabe mit seiner Schnur
Wäre hier so zum Scherze nur.
Da schwamm es herbei, da schnappt' es zu.
Nun zappelst du, armes Fischlein, du. Wilhelm Hey.

64. Ein pfiffiger Hund.

In einem Gasthause trafen sich allabendlich viele Bürger der Nachbarschaft, um ein Gläschen Wein zu trinken; fast jeder brachte einen Hund mit. Es war Winter, kalt und fror draußen auf der Straße, und wie sich die Gäste wohl fühlten in dem behaglichen Zimmer, so legten sich auch die Hunde alle zusammen um den warmen Ofen. Einer jedoch hatte das Unglück, gewöhnlich keinen Platz mehr zu finden oder sehr weit entfernt von dem Ofen liegen zu müssen, weil sein Herr erst sehr spät in das Weinhaus kam. Verschiedene Male hatte es der Hund versucht, sich zwischen seinen Kameraden durchzudrängen, sich zwischen sie niederzulegen; jedesmal aber wiesen sie ihn bissig und schnauzend zurück. Eines Abends ging er auch wieder von einer Seite zur andern und versuchte durchzubringen; aber alles half nichts. Plötzlich aber, als einer der Kellner ins Zimmer trat, sprang er zur Thür hinaus, und einen Augenblick darauf hörte man ihn an der Hausthüre aus Leibeskräften mit großer Heftigkeit bellen. In demselben Augenblick sprangen auch sogleich alle Hunde auf die Beine und stürzten zur Thür hinaus: sie wollten sehen, was draußen vorging. Es war aber gar nichts vorgegangen, und kaum waren sie draußen im Hausflur angekommen, als jener erste Hund zur Thür hereinglitt und sich den besten Platz in der nächsten Nähe des Ofens aussuchte. Nachdem seine getäuschten Kameraden vergeblich nach der Ursache des Lärms geforscht hatten, kamen sie auch zurück, fanden aber bereits den besten Platz besetzt. Dasselbe Kunststück wiederholte jener Hund im Laufe des Winters noch mehr als einmal. Karl Oppel.

65. Das Lied der Vögel.

1. Wir Vögel haben's wahrlich gut,
Wir fliegen, hüpfen, singen.
Wir singen frisch und wohlgemut,
Daß Wald und Feld erklingen.

2. Wir sind gesund und sorgenfrei
Und finden, was uns schmecket:
Wohin wir fliegen, wo's auch sei,
Ist unser Tisch gedecket.

3. Ist unser Tagewerk vollbracht,
Dann ziehn wir in die Bäume;
Wir ruhen still und sanft die Nacht
Und haben süße Träume.

4. Und weckt uns früh der Sonnenschein,
Dann schwingen wir 's Gefieder,
Wir fliegen in die Welt hinein
Und singen unsre Lieder.

Hoffmann von Fallersleben.

66. Die Rübe.

Es waren einmal zwei Brüder, die dienten beide als Soldaten, und war der eine reich, der andere arm. Da wollte der Arme sich aus seiner Not helfen, zog den Soldatenrock aus und ward ein Bauer. Also grub und hackte er sein Stückchen Acker und säte Rübsamen. Der Same ging auf, und es wuchs da eine Rübe, die ward groß und stark und zusehends dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß sie eine Fürstin aller Rüben heißen konnte, denn nimmer war so eine gesehen und wird auch nimmer wieder gesehen werden. Zuletzt war sie so groß, daß sie allein einen ganzen Wagen anfüllte, und zwei Ochsen daran ziehen mußten, und der Bauer wußte nicht, was er damit anfangen sollte, und ob's sein Glück oder sein Unglück wäre. Endlich dachte er: verkaufst du sie, was wirst du Großes dafür bekommen, und willst du sie selber essen, so thun die kleinen Rüben denselben Dienst; am besten ist, du bringst sie dem König und machst ihm eine Verehrung damit. Also lud er sie auf den Wagen, spannte zwei Ochsen vor, brachte sie an den Hof und schenkte sie dem König. „Was ist das für ein seltsam Ding?" sagte der König, „mir ist viel Wunderliches vor die Augen gekommen, aber so ein Ungetüm noch nicht; aus was für Samen mag die gewachsen sein? oder dir gerät's allein, und du bist

ein Glückskind." „Ach, nein," sagte der Bauer, „ein Glückskind bin ich nicht, ich bin ein armer Soldat, der, weil er sich nicht mehr nähren konnte, den Soldatenrock an den Nagel hing und das Land baute. Ich habe noch einen Bruder, der ist reich und Euch, Herr König, auch wohl bekannt; ich aber, weil ich nichts habe, bin von aller Welt vergessen." Da empfand der König Mitleid mit ihm und sprach: „Deiner Armut sollst du überhoben und so von mir beschenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleichkommst." Da schenkte er ihm eine Menge Gold, Äcker, Wiesen und Herden und machte ihn steinreich, so daß des andern Bruders Reichtum gar nicht konnte damit verglichen werden. Als dieser hörte, was sein Bruder mit einer einzigen Rübe erworben hatte, beneidete er ihn und sann hin und her, wie er sich auch ein solches Glück zuwenden könnte. Er wollt's aber noch viel gescheiter anfangen, nahm Gold und Pferde und brachte sie dem König und meinte nicht anders, der würde ihm ein viel größeres Gegengeschenk machen; denn hätte sein Bruder so viel für eine Rübe bekommen, was würde es ihm für so schöne Dinge nicht alles tragen. Der König nahm das Geschenk und sagte, er wüßte ihm nichts wiederzugeben, das seltener und besser wäre als die große Rübe. Also mußte der Reiche seines Bruders Rübe auf einen Wagen legen und nach Hause fahren lassen.

Brüder Grimm.

67. Ein schweres Rätsel.

1. Auf unsrer Wiese gehet was,
Watet durch die Sümpfe,
Es hat ein weißes Jäcklein an,
Trägt auch rote Strümpfe,
Fängt die Frösche schnapp wapp wapp,
Klappert lustig klapper die klapp, —
Wer kann das erraten?

2. Ihr denkt, es ist der Klapperstorch,
Watet durch die Sümpfe,
Er hat ein weißes Jäcklein an,
Trägt auch rote Strümpfe,
Fängt die Frösche schnapp wapp wapp,
Klappert lustig klapper die klapp, —
Nein, nein, 's ist — eine Störchin.

Hoffmann von Fallersleben.

68. Strohhalm, Kohle und Bohne.

In einem Dorfe wohnte eine arme alte Frau, die hatte ein Gericht Bohnen zusammengebracht und wollte sie kochen. Sie machte also auf ihrem Herd ein Feuer zurecht, und damit es desto schneller brennen sollte, zündete sie es mit einer Hand voll Stroh an. Als sie die Bohnen in den Topf schüttete, entfiel ihr unbemerkt eine, die auf dem Boden neben einen Strohhalm zu liegen kam; bald danach sprang auch eine glühende Kohle vom Herde zu den beiden herab. Da fing der Strohhalm an und sprach: „Liebe Freunde, von wannen kommt ihr her?“ Die Kohle antwortete: „Ich bin zu gutem Glück dem Feuer entsprungen, und hätte ich das nicht mit Gewalt durchgesetzt, so war mir der Tod gewifs; ich wäre zu Asche verbrannt.“ Die Bohne sagte: „Ich bin auch noch mit heiler Haut davongekommen; aber hätte mich die Alte in den Topf gebracht, ich wäre ohne Barmherzigkeit zu Brei gekocht worden, wie meine Kameraden.“ — „Wäre mir denn ein besser Schicksal zu teil geworden?“ sprach das Stroh; „alle meine Brüder hat die Alte in Feuer und Rauch aufgehen lassen; sechzig hat sie auf einmal gepackt und ums Leben gebracht. Glücklicherweise bin ich ihr zwischen den Fingern durchgeschlüpft.“ — „Was sollen wir aber nun anfangen?“ sprach die Kohle. „Ich meine,“ antwortete die Bohne, „weil wir so glücklich dem Tode entronnen sind, so wollen wir uns als gute Gesellen zusammenhalten und, damit uns hier nicht ein neues Unglück ereilt, gemeinschaftlich auswandern und in ein fremdes Land ziehen.“

Der Vorschlag gefiel den beiden andern, und sie machten sich mit einander auf den Weg. Bald aber kamen sie an einen kleinen Bach, und da keine Brücke oder Steg da war, so wufsten sie nicht, wie sie hinüberkommen sollten. Der Strohhalm fand guten Rat und sprach: „Ich will mich querüber legen, so könnt ihr auf mir, wie auf einer Brücke, hinübergehen.“ Der Strohhalm streckte sich also von einem Ufer zum andern, und die Kohle, die von hitziger Natur war, trippelte auch ganz keck auf die neugebaute Brücke. Als sie aber in die Mitte gekommen war und unter sich das Wasser rauschen hörte, ward ihr doch angst; sie blieb stehen und getraute sich nicht weiter. Der Strohhalm aber fing an zu brennen, zerbrach in zwei Stücke und fiel in den Bach. Die Kohle rutschte nach, zischte, wie sie

ins Wasser kam, und gab den Geist auf. Die Bohne aber, die vorsichtigerweise noch auf dem Ufer zurückgeblieben war, mußte über die Geschichte lachen, konnte nicht aufhören und lachte so gewaltig, daß sie zerplatzte. Nun war es ebenfalls um sie geschehen, wenn nicht zum guten Glück ein Schneider, der auf der Wanderschaft war, sich an dem Bache ausgeruht hätte. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so holte er Nadel und Zwirn heraus und nähte sie zusammen. Die Bohne bedankte sich bei ihm aufs schönste; aber da er schwarzen Zwirn gebraucht hatte, so haben seit der Zeit alle Bohnen eine schwarze Naht. Brüder Grimm.

69. Wie
das Finklein
das Bäuerlein im Scheuerlein besucht.

1. „Bäuerlein, Bäuerlein: Tiktiktak!
Hast 'nen großen Habersack,
Hast viel Weizen und viel Kern,
Bäuerlein, hab' dich gar zu gern!

2. Bäuerlein, Bäuerlein: Tiktiktak!
Komm' zu dir mit Sack und Pack,
Komm' zu dir nur, daß ich lern',
Wie man ausdrischt Korn und Kern.

3. Bäuerlein, Bäuerlein: Tiktiktak!
Ei, wie ist denn der Geschmack
Von dem Korn und von dem Kern,
Daß ich's unterscheiden lern'."

4. Bäuerlein, Bäuerlein spricht und lacht:
„Finklein, nimm dich nur in acht,
Daß ich, wenn ich dresch' und klopf',
Dich nicht treff' auf deinen Kopf!

5. Komm herein und such und lug,
Bis du satt hast und genug,
Daß du nicht mehr hungrig bist,
Wenn das Korn gedroschen ist." Friedrich Güll.

70. Das Wachtelhündchen und die Dogge.

Ein Wachtelhündchen lag vor der Thüre des Hauses im Sonnenschein. Da kam mit langsamen Schritten eine Dogge daher. Das Hündchen sprang zornig auf und schrie die große Dogge an: „Du häßliches, großes Tier, mache, daß du fortkommst; sonst sollst du meine Zähne fühlen.“

Die Dogge aber blieb ruhig stehen und versetzte verächtlich: „Sei still, kleiner Wicht; du stellst dich doch nur mutig, weil du weißt, daß ich mich schämen würde, dir etwas zuleide zu thun.“ Damit setzte er ruhig seinen Weg fort. Äsop.

71. Wettstreit.

1. Der Kuckuck und der Esel,
   Die hatten großen Streit,
   Wer wohl am besten sänge
   Zur schönen Maienzeit.
2. Der Kuckuck sprach: „Das kann ich!“
   Und hub gleich an zu schrein.
   „Ich aber kann es besser!“
   Fiel gleich der Esel ein.
3. Das klang so schön und lieblich,
   So schön von fern und nah;
   Sie sangen alle beide:
   Kucku Kucku ia! Hoffmann von Fallersleben.

72. Der Kanarienvogel.

Christine bat ihre Mutter, ihr ein Kanarienvöglein zu kaufen. Die Mutter sprach: „Du sollst eins bekommen, wenn du immer recht folgsam und fleißig sein wirst, besonders aber, wenn du deinen Vorwitz und deine Neugier aufgibst.“

Christine versprach es. Eines Tages kam sie aus der Schule nach Hause. Da sagte die Mutter: „Hier auf dem Tische steht ein neues Schächtelchen, mache es beileibe nicht auf und rühre es nicht einmal an! Wenn du mir folgst, werde ich dir eine große Freude machen.“

Die Mutter ging hierauf fort, um den kranken kleinen Wilhelm, ihren Taufpaten, zu besuchen. Kaum war sie zur Thüre hinaus, so hatte das vorwitzige Mädchen das Schächtelchen schon in der Hand. „Es ist so leicht,“ sagte es, „und in dem Deckel sind kleine Löcherchen! Was mag doch wohl darin sein?“

Sie machte das Schächtelchen auf — und sieh, augenblicklich hüpfte ein wunderschönes, gelbes Kanarienvöglein heraus und flog freudig zwitschernd in der Stube herum.

Christine wollte das Vöglein wieder fangen und einsperren, damit die Mutter nichts merke. Wie sie nun außer Atem und mit glühenden Wangen das flinke Vöglein vergebens in der Stube herumjagte, trat die Mutter herein und sagte: „Du ungehorsames, vorwitziges Mädchen! Das schöne Vöglein wollte ich dir schenken; ich wollte dich aber zuvor prüfen, ob du es verdienst. Jetzt aber werde ich es dem guten Wilhelm geben, der gehorsamer und nicht so vorwitzig ist wie du."

Christoph von Schmid.

73. Am Abend.

1. O Gott, nun möcht' ich legen
   Den müden Leib zur Ruh'.
   So gib mir deinen Segen
   Und Frieden auch dazu.

2. Du hast am frühen Morgen
   Schon meiner treu gedacht,
   Nun bin ich ohne Sorgen
   Auch in der dunkeln Nacht.

3. Behüte all die Meinen
   Vor Herzeleid und Not,
   Und lafs uns wieder scheinen
   Dein helles Morgenrot.

4. Die müden Glieder wanken
   Und sehnen sich zur Ruh',
   In Loben und in Danken
   Gehn mir die Augen zu.

Friedrich Güll.

74. Der Hund und der Arzt.

Ein Arzt in Paris hatte einen Freund, dessen Hund das Bein gebrochen hatte. Aus Gefälligkeit nahm er den armen Schelm in die Kur und heilte ihm das Bein in kurzer Zeit. Nicht lange darauf saß eines Tages der Arzt in seinem Zimmer und arbeitete. Da hörte er etwas an seiner Thüre kratzen, ging hin und öffnete sie, um zu sehen, was vorgehe. Zu seiner großen Verwunderung trat der geheilte Hund herein. Aber er war nicht allein, sondern er hatte einen andern Hund bei sich, welcher, wie er, das Bein gebrochen hatte und sich nur mit

Mühe fortschleppte. Der geheilte Hund gab dem Arzte mit vielen Schmeicheleien zu verstehen, er möge auch seinen Kameraden heilen. „Nun, diesmal will ich es noch thun," sagte der gutmütige Arzt, „aber zu oft darfst du mir nicht mit solchen Patienten kommen!" Er heilte aber den zweiten Hund wie den ersten. Ob noch mehrere gekommen sind, wissen wir nicht. Chr. Müller.

75. Hündchen und Böckchen.

Hündchen. Hüte dich, Böckchen, jetzt beiß' ich dich!
Böckchen. Hüte dich, Hündchen, jetzt wehr' ich mich!
H. Habe gar einen scharfen Zahn.
B. Sind mir zwei Hörner gewachsen an.
H. Böckchen, es war nicht so schlimm gemeint,
Laß uns nur spielen und sein gut Freund.

Und so liefen den ganzen Tag
Immer die zwei einander nach;
Hündchen, das bellte mit Gewalt,
Böckchen, das zeigte die Hörner bald;
Sprangen dann wieder um die Wette.
Wer's doch mit angesehen hätte! Wilhelm Hey.

76. Der Hund.

1. Der Hund an seiner Kette
Liegt da die ganze Nacht,
Ihm ist kein warmes Bette
Wie euch zurecht gemacht.

2. Hat keinen Schlaf und Schlummer
Und drückt kein Auge zu,
Wenn ohne Leid und Kummer
Der Müller schläft in Ruh'.

3. So ist er auf der Lauer,
Ein Wächter brav und treu;
Ihn schreckt kein Regenschauer,
Ihn macht kein Wetter scheu.

4. Und während ohne Sorgen
Sein Herr, der strenge, ruht,
Da wacht er bis zum Morgen
Und hält sein Gut in Hut.

5. Er bellt und rührt sich wacker,
Hört er nur einen Laut,
Und bleckt die scharfen Hacker,
Wenn einer her sich traut.
6. Und steigt gar auf die Mauer
Verstohlen so ein Dieb,
Da spricht er ohne Schauer:
„Ist dir dein Leben lieb,
7. So mach nicht auf den Riegel,
Und thu nicht auf das Thor;
Sonst pack' ich dich beim Flügel
Und schüttle dich beim Ohr."
8. Und ruht nicht eher wieder,
Bis sauber ist der Ort;
Dann reckt er seine Glieder
Und murrt in einem fort.
9. Doch morgens in der Frühe
Stellt sich der Hunger ein;
Da soll für seine Mühe
Ihm auch ein Frühstück sein.
10. Drum springt die Magd zum Keller
Und bringt ihm Brot und Milch
Und brockt es in den Teller
Und stellt's ihm hin gutwillig.
11. Und wie sie ihn so streichelt,
Das freut den wackern Hans;
Er schmunzelt, und er schmeichelt
Und wedelt mit dem Schwanz.
12. Und stellt sich auf die Socken
Und macht sein Kompliment,
Dann schlingt er erst die Brocken. —
Das ist des Liedes End'.

Friedrich Güll.

77. Der alte Sultan.

Es hatte ein Bauer einen treuen Hund, der Sultan hiefs, der war alt geworden und hatte alle Zähne verloren, so dafs er nichts mehr fest packen konnte. Zu einer Zeit stand der Bauer mit seiner Frau vor der Hausthüre und sprach: „Den

alten Sultan schiefse ich morgen tot, der ist zu nichts mehr nütze.“ Die Frau, die Mitleid mit dem treuen Tiere hatte, antwortete: „Da er uns so lange Jahre gedient hat und ehrlich bei uns ausgehalten, so könnten wir ihm wohl das Gnadenbrot geben.“ „Ei was,“ sagte der Mann, „du bist nicht recht gescheit; er hat keinen Zahn mehr im Maul, und kein Dieb fürchtet sich vor ihm, er kann jetzt abgehen. Hat er uns gedient, so hat er sein gutes Fressen dafür gekriegt.“

Der arme Hund, der nicht weit davon in der Sonne ausgestreckt lag, hatte alles mit angehört und war traurig, dafs morgen sein letzter Tag sein sollte. Er hatte einen guten Freund, das war der Wolf, zu dem schlich er abends hinaus in den Wald und klagte über das Schicksal, das ihm bevorstände. „Höre, Gevatter,“ sagte der Wolf, „sei gutes Mutes, ich will dir aus deiner Not helfen. Ich habe etwas ausgedacht. Morgen in aller Frühe geht dein Herr mit seiner Frau ins Heu, und sie nehmen ihr kleines Kind mit, weil niemand im Hause zurückbleibt. Sie pflegen das Kind während der Arbeit hinter die Hecke in den Schatten zu legen; lege dich daneben, gleich als wolltest du es bewachen. Ich will dann aus dem Walde herauskommen und das Kind rauben; du mufst mir eifrig nachspringen, als wolltest du mir es wieder abjagen. Ich lasse es fallen, und du bringst es den Eltern wieder zurück; die glauben dann, du hättest es gerettet, und sind viel zu dankbar, als dafs sie dir ein Leid anthun sollten; im Gegenteil, du kommst in völlige Gnade, und sie werden es dir an nichts mehr fehlen lassen.“

Der Anschlag gefiel dem Hund, und wie er ausgedacht war, so ward er auch ausgeführt. Der Vater schrie, als er den Wolf mit seinem Kinde durchs Feld laufen sah; als es aber der alte Sultan zurückbrachte, da war er froh, streichelte ihn und sagte: „Dir soll kein Härchen gekrümmt werden, du sollst das Gnadenbrot essen, solange du lebst.“ Zu seiner Frau aber sprach er: „Geh gleich heim und koche dem alten Sultan einen Weckbrei, den braucht er nicht zu beifsen, und bring das Kopfkissen aus meinem Bette, das schenk' ich ihm zu seinem Lager.“ Von nun an hatte es der alte Sultan so gut, als er sich's nur wünschen konnte. Bald hernach besuchte ihn der Wolf und freute sich, dafs alles so wohl gelungen war. „Aber, Gevatter,“ sagte er, „du wirst doch ein Auge zudrücken, wenn ich bei Gelegenheit

deinem Herrn ein fettes Schaf weghole. Es wird einem heutzutage schwer sich durchzuschlagen.“ „Darauf rechne nicht,“ antwortete der Hund, „meinem Herrn bleibe ich treu, das darf ich nicht zugeben.“ Der Wolf meinte, das wäre nicht im Ernste gesprochen, kam in der Nacht herangeschlichen und wollte sich das Schaf holen. Aber der Bauer, dem der treue Sultan das Vorhaben des Wolfes verraten hatte, paſste ihm auf und kämmte ihm mit dem Dreschflegel garstig die Haare. Der Wolf muſste ausreiſsen, schrie aber dem Hund zu: „Wart, du schlechter Geselle, dafür sollst du büſsen.“

Am andern Morgen schickte der Wolf das Schwein und lieſs den Hund hinaus in den Wald fordern, da wollten sie ihre Sache ausmachen. Der alte Sultan konnte keinen Beistand finden als eine Katze, die nur drei Beine hatte, und als sie zusammen hinausgingen, humpelte die arme Katze daher und streckte zugleich vor Schmerz den Schwanz in die Höhe. Der Wolf und sein Beistand waren schon an Ort und Stelle; als sie aber ihren Gegner daherkommen sahen, meinten sie, er führe einen Säbel mit sich, weil sie den aufgerichteten Schwanz der Katze dafür ansahen. Und wenn das arme Tier so auf drei Beinen hüpfte, dachten sie nicht anders, als es höbe jedesmal einen Stein auf und wollte damit auf sie werfen. Da ward ihnen beiden angst: das wilde Schwein verkroch sich ins Laub, und der Wolf sprang auf einen Baum. Der Hund und die Katze, als sie herankamen, wunderten sich, daſs sich niemand sehen lieſs. Das wilde Schwein aber hatte sich im Laub nicht ganz verstecken können, sondern die Ohren ragten noch heraus. Während die Katze sich bedächtig umschaute, zwinste das Schwein mit den Ohren: die Katze, welche meinte, es regte sich da eine Maus, sprang darauf zu und biſs herzhaft hinein. Da erhob sich das Schwein mit groſsem Geschrei, lief fort und rief: „Dort auf dem Baum, da sitzt der Schuldige.“ Der Hund und die Katze schauten hinauf und erblickten den Wolf; der schämte sich, daſs er sich so furchtsam gezeigt hatte und nahm von dem Hund den Frieden an.

Brüder Grimm.

78. Unser Kater.

1. Unser Hinz ist gar nicht dumm,
Streicht in Hof und Feld herum.
Sucht sich leckre Speise.

2. Hinz! welch freches Tier bist du,
Laſs die Küchlein mir in Ruh'!
Geh und such dir Mäuse! Robert Reinick.

79. Die gestrafte Katze.

Auf dem Hofe saß Ferdinand mit seiner Gerte und mit seinem Butterbrot und sah den Sperlingen zu, die sich auf den Dächern jagten und zirpten und schrieen, und den Schwalben, die in ihre Nester einflogen und ausflogen. Da kam eine weiße Taube auf den Hof geflogen und pickte da und dort ein Körnchen auf.

Seine letzten Bissen Brot zerbrach Ferdinand in kleine Brocken und warf sie dem Täubchen hin, recht behutsam, damit er das Tier nicht verscheuchte.

„Friß nur, Täubchen," sagte Ferdinand, „ich thue dir nichts."

Das Täubchen las die Brocken auf — es war gar nicht scheu. Es kam immer näher und näher bis vor seine Füße.

Aber während das zutrauliche Täubchen die Brocken auflas, schlich leise Frau Mieze heran und näherte sich unmerklich. — Frau Mieze war aber die Hauskatze, die bisher einige Schritte von Ferdinand gelegen und sich gesonnt hatte.

Ferdinand sah, wie sie heranschlich. „Du, Miezchen," sagte er, „sei nicht böse! Miezchen, komm ja nicht! Ich habe eine Gerte!"

Miezchen kam doch; sie hatte das Täubchen zu fest in die Augen gefaßt und fürchtete sich vor Ferdinand gar nicht. Miezchen war dreist.

Jetzt war Frau Miezchen nahe genug. Sie legte sich dicht auf den Bauch und wollte eben einen mächtigen Satz nach der Taube zu machen. Aber in dem Augenblick gab ihr Ferdinand mit der Gerte einen Hieb, so stark er konnte. Die Katze that einen großen Sprung und floh eilends davon. Die Taube flog auf.

„Siehst du, häßliches Tier!" rief Ferdinand der Katze nach, „das hast du davon! — Ich habe dir's ja gesagt; warum wolltest du nicht hören!" J. A. C. Löhr.

80. Ferdinand und die Mutter.

Fortsetzung des vorhergehenden Stückes.

„Höre Mutter," sagte Ferdinand zu der Mutter, „Frau Miezchen hat einen tüchtigen Hieb von mir bekommen, einen recht tüchtigen! Aber weißt du auch warum?"

„Wie kann ich es wissen," antwortete die Mutter, „ich denke, du wirst doch nicht bloß zum Spaß ein Tier schlagen?"

„Wo denkst du hin, Mutter?“ antwortete Ferdinand, „das wäre ja häßlich! Aber sie wollte das Täubchen fressen, das schöne weiße Täubchen, das immer auf unsern Hof kommt und sich die Körnchen aufpickt. Sieh, Mutter, sie wollte das Täubchen vor meinen Füßen wegholen, da gab ich ihr einen Hieb. Nicht wahr, das war recht?“

„Ei,“ sagte die Mutter, „wenn sie so böse ist, so kann ihr der Hieb eben nichts schaden. — Aber er wird auch nicht viel helfen! Sie wird es drum nicht lassen, Tauben und Vögel zu fangen.“

„O Mutter,“ sagte Ferdinand, „das ist aber sehr häßlich — dann kann ich sie gar nicht mehr leiden!“

„Warum nicht?“ sagte die Mutter, „sie kann ja nicht anders.“

„Sie kann nicht anders?“ fragte Ferdinand. „Warum kann sie denn nicht anders?“

„Sie ist ja ein unverständiges Tier,“ antwortete die Mutter, „und versteht nichts davon, ob das recht oder unrecht ist, andere Tiere zu würgen. Es ist einmal ihre Art, daß sie es nicht lassen kann, Tiere anzufallen und zu töten. Wenn das nicht so wäre, so würde sie uns auch vielleicht keine Mäuse fangen.“

„O, das ist schlimm, wenn sie es nicht lassen kann!“ sagte Ferdinand.

„Freilich!“ erwiderte die Mutter, „aber sie ist ja auch kein Mensch. Und viele andere Tiere können das Stehlen und Würgen auch nicht lassen. Sie müssen es wohl thun, wenn sie nicht verhungern wollen.“

„Welche Tiere denn? welche?“ fragte das Kind.

„Der Löwe,“ antwortete die Mutter; „der Wolf, der Tiger. Sieh, die würden alle eher verhungern, ehe sie etwas anderes fräßen als Fleisch. Wo sollen sie aber das Fleisch hernehmen?“

„Ja, Mutter, da müssen sie sich freilich wohl Tiere fangen.“

„Freilich,“ fuhr die Mutter fort; „sie müssen wohl, und sie können nicht anders, und darum darf man nicht böse auf sie werden — sie wollen ja leben!“

„Aber es ärgert mich doch, wenn die Katze ein so niedliches Täubchen tot machen will. — Ich jage sie doch wieder fort, wenn ich's sehe.“

„Das thue ich auch, mein Sohn,“ sagte die Mutter; „aber ich kann auch eben der Katze nicht so sehr gram sein, wenn sie ein Vögelchen getötet hat. Das Vögelchen thut mir wohl leid; aber ich sage mir auch: die Katze kann ja nicht anders! Und dann denke ich auch: der

Mensch würgt ja noch viel mehr Tiere als die Löwen und Wölfe und Katzen und alle übrigen großen und kleinen Raubtiere."

„Der Mensch? Mutter, der Mensch?" rief Ferdinand aus. „Nein, das kann ich nicht glauben! Ich könnte kein Tier töten, Mutter."

„Das glaube ich wohl. — Aber du solltest auch nicht von den getöteten Tieren essen. Wenn niemand die Tiere äße, so brauchte sie keiner zu töten!"

„Ich äße davon, Mutter? Ich?" fragte verwundert Ferdinand.

„Ja wohl, du! Issest du nicht das Fleisch vom Rindvieh, von Ochsen und Kälbern, von Hasen und Rehen, von Gänsen, Hühnern, Tauben, von Vögeln und Fischen? Werden diese Tiere nicht von Fleischern und Köchen geschlachtet, von Jägern erlegt? — Hast du nicht noch gestern Tauben gegessen, die vielleicht eben so allerliebste Tierchen gewesen sind wie die, auf welche unsre Katze losgegangen ist, die du darum nun nicht mehr leiden magst?"

Ferdinand sah die Mutter groß an. Es war ihm bis jetzt gar nicht eingefallen, daß alles Fleisch, das der Mensch genießt, von Tieren kommt, die der Mensch erst töten muß. Er hatte bloß an das Fleisch gedacht, aber nicht an die Tiere.

„Ach, daran hatte ich nicht gedacht, Mutter," sagte Ferdinand. — „Und," setzte er hinzu — „ich wollte, wir äßen alle kein Fleisch!" —

Wenn aber künftig Ferdinand Frau Mieze auf einer Räuberei ertappte, so jagte er sie wohl fort, aber er wurde nicht unwillig auf sie; und wenn er ihr etwa dann einmal einen Hieb gab, so war es ein leichter Hieb, den oft Frau Mieze kaum fühlte.

„Es ist dein Glück, Frau Miezchen, Frau Spitzbübin," sagte Ferdinand dann wohl, „daß du ein unvernünftiges Vieh bist und es nicht besser verstehst, und daß du es nicht lassen kannst; sonst wollt' ich dich schon besser treffen." J. A. C. Löhr.

81. Höflichkeit.

1. Wer auf dem Kopf hat einen Hut,
   Dem steht er noch einmal so gut,
   Wenn er ihn oft herunterthut.

2. Wer seine Mütz' trägt auf dem Kopf
   Wie angewachsen an dem Schopf,
   Der heißt mit Recht ein grober Knopf.

3. Die Buben haben alle Kappen,
Das ist ihr Schild und auch ihr Wappen.
Das Wappen prägt das Sprüchlein ein:
Ihr Buben sollt hübsch höflich sein.

Friedrich Güll.

82. Rätsel.

Rate, was ich hab' vernommen:
Es sind achtzehn fremde Gesellen ins Land gekommen,
Gestaltet schön und säuberlich,
Doch keiner einem andern glich;
All ohne Fehler und Gebrechen,
Nur konnte keiner ein Wörtlein sprechen.
Und damit man sie sollte verstehn,
Hatten sie fünf Dolmetscher mit sich gehn;
Das waren hochgelehrte Leut'.
Der erst' erstaunt,
Reißt's Maul auf weit;
Der zweite wie ein Kindlein schreit;
Der dritte wie ein Mäuslein pfiff;
Der vierte wie ein Fuhrmann rief;
Der fünfte wie ein Uhu thut.
Das waren ihre Künste gut;
Damit erhoben sie ein Geschrei,
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

Des Knaben Wunderhorn.

83. Sprichwörter.

Lerne was! so kannst du was. —
Aller Anfang ist schwer. —
Es fällt kein Meister vom Himmel. —
Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. —

84. Der Bauernhof.

Unser Milchmann hatte uns vergangenen Sommer oft zu sich auf seinen Hof eingeladen. An einem Sonntagmorgen machten wir uns mit dem Vater auf den Weg zu ihm. Wohl länger als eine Stunde gingen wir auf der großen Landstraße, dann aber bog ein schmaler Feldweg rechts von derselben ab. Dieser Weg, etwa eine halbe Stunde lang, führte zu dem Hofe unseres Milchmannes.

Der Hof war von einer Mauer eingeschlossen. An der Vorderseite befand sich das große Hofthor. Als wir durch dasselbe eintraten, erblickten wir einen großen viereckigen Platz, in dessen Mitte sich ein hoher Düngerhaufen befand. Vorn stand das Wohnhaus, dessen Vorderseite Wein- und Pfirsichspaliere schmückten.

Zu beiden Seiten dieses Gebäudes standen lange, niedere Viehställe, die aber jetzt leer waren, da sich die Herde auf der Weide befand. An der Hinterseite des Hofes stand die mächtige Scheune, in welcher für den kommenden Winter Heu und Stroh in großer Menge aufbewahrt wurde. Neben der Scheune befand sich der Wagenschuppen, der mit verschiedenen Wagen, Schlitten und Ackergeräten angefüllt war. In der Mitte des Hofes war der Brunnen und vor ihm ein langer Wassertrog, woraus die Tiere getränkt wurden. Jetzt war er leer; einige durstige Spatzen, die hineingehüpft waren, suchten vergeblich ein Tröpflein zu finden.

Auf dem Hofe war ein gar geschäftiges Treiben. Die Bauernmagd kam eben und rief das Geflügel herbei. Gänse, Enten, Hühner und Tauben kamen eiligst herzu, und das Mädchen streute ihnen aus der gefüllten Schürze reichliches Futter. Vom Düngerhaufen her, vom Dache herab flog ein Schwarm Sperlinge heran und war so dreist, uneingeladen mitzuspeisen. Aber noch waren der Gäste nicht genug. Ein ganzes Dutzend kleiner Ferkelchen kam quiekend und grunzend daher; aber die Magd jagte sie davon. Zwei schwarze Katzen lagen vor der Thür des Wohnhauses und sonnten sich, während der große Hofhund an seiner Kette rasselte und gern los gewesen wäre.

Während wir noch so dastanden und zusahen, wie einige Hühnchen die letzten Körnchen aufpickten, erschien die Bäuerin in ihrem besten Sonntagsschmucke unter der Thüre des Hauses, kam herzu, grüßte uns als alte gute Bekannte und bat uns, ein Frühstück zu nehmen, wie es auf dem Lande Brauch sei.

Unter einem Fliederbusche wurde der Tisch gedeckt. Was wurde alles aufgetragen! Ein großes, frischgebackenes Roggenbrot, zwei bis zum Rande angefüllte Krüge mit süßer Milch, frische Butter, ein Teller mit weich gesottenen Eiern und Käse. Die gute Bauersfrau bat uns, doch ja nicht schüchtern zu sein und es uns wohlschmecken zu lassen; wenn wir nicht satt werden sollten, sagte sie, so wolle sie uns noch mehr bringen. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Der lange Spaziergang hatte uns hungrig gemacht, und wir langten tüchtig zu. Noch mehr aber zuzutragen, war nicht nötig. Der Vater meinte, unsere

Bewirtung hätte wohl zehn Bauernknechte satt gemacht, und wir waren doch nur vier Personen.

Kaum hatten wir gegessen, so gab es ein neues Vergnügen. Von ferne tönten Glocken, immer näher kam der Schall. Es war die Herde, die zum Hofe getrieben wurde. Da kamen wohl mehr als dreißig Stück Vieh, darunter junge und alte Kühe von mancherlei Färbung; die meisten waren dunkelbraun, doch gab es auch hellbraune, gelbliche, weiße, graue, schwarze und gefleckte. Mehrere Kälber und zwei große Stiere waren ebenfalls unter der Herde. Jetzt kamen die vordersten schon zu der weit geöffneten Hofpforte herein. Laut brüllend eilten sie an den unterdes gefüllten Wassertrog, um ihren Durst zu löschen. Immer größer und größer wurde die hereinziehende Schar, immer größer wurde aber auch das Gedränge am Brunnen. Den Schluß des Zuges bildete eine kleine Herde Schafe, etwa zwanzig Köpfe zählend, und ein paar Ziegen mit zwei muntern Böcklein. Dicht hinter den letzten folgte der Hirte mit dem Hunde. Nach kurzer Zeit standen alle Kühe im Stalle an ihren gewohnten Plätzen.

Nun eilten vier bis fünf Mägde mit schneeweiß gescheuerten Eimern in den Stall und begannen, die Tiere zu melken. Einige der Kühe blieben dabei ganz ruhig stehen, andere aber waren ungeduldig und mußten gehalten werden. Die Eimer wurden jetzt in große Holzgefäße entleert, und endlich standen deren vier gefüllt im Stalle. In etwa einer Stunde waren alle Kühe gemolken.

Endlich kam auch unser Milchbauer Martin. Er freute sich sehr, daß wir seiner Einladung gefolgt waren, und führte uns in den Garten. Dort hatte er alle Arten Gemüse gezogen, auch Blumen gepflanzt und Obstbäume gepflegt. Was uns aber am meisten gefiel, das waren seine Bienenstöcke. Er ließ uns in einen derselben hineinschauen, so daß wir den Haushalt und die Arbeit dieser merkwürdigen Tierchen bewundern konnten.

Die Sonne neigte sich schon ihrem Untergange zu, als wir den Heimweg antraten, und fröhlich langten wir zu Hause an.

Haag.

85. Der Schmied.

1. Der Abend dämmert,
Der Schmied, der hämmert
Noch wacker und frisch,
Und ihn umbrauset
Und ihn umsauset
Der Esse Gezisch.

2. Die Flammen prasseln,
Die Eisen rasseln,
Der Hammer, er springt.
Die Funken sprühen,
Die Eisen glühen,
Der Amboß erklingt.

3. Mit frohem Mut
Steht in der Glut
Der rußige Schmied,
Und durchs Gepraffel
Und durchs Geraffel
Ertönt sein Lied:

4. „Der Abend dämmert.
Ich hab' gehämmert
Mit rüstigem Mut.
Die Sonne sinket,
Die Ruhe winket,
Nun schlummre ich gut!"

Karl Enslin.

86. Abendlied.

1. Will nun schlafen gehen,
Liebes Bettchen mein;
Kann ja nicht mehr sehen
Mit meinen Äugelein.

2. Meine Mutter decket
Mich so freundlich zu,
Gute Mutter wecket
Morgen mich aus der Ruh'.

3. Vater und Mutter beide
Kommen bald herein,
Sehn an mir ihre Freude,
Schlafen mit mir ein.

4. Doch vom Himmel nieder
Noch ein Vater wacht,
Dessen Augenlider
Schlummern keine Nacht.

5. Sieht auf all die Seinen
Freundlich immer zu,
Grofsen all und Kleinen
Gibt er süfse Ruh'.

6. Vater droben, siehe
Auf mich diese Nacht!
Nimm auch spät und frühe
Vater und Mutter in acht!

Wilhelm Hey.

87. Der Herbst.

Wenn der Storch schon in wärmere Gegenden gezogen ist, und die Schwalben in grofsen Scharen auf Dächern und Kirchtürmen die Sonnenstrahlen aufsuchen, dann beginnt der Herbst. Kalt sind schon die langen Nächte, abends und morgens lagern dichte Nebel auf Dorf und Flur, und nur des Mittags hat die Sonne noch ihre alte Kraft. Lange Spinnenfäden fliegen in ihrem Schein in der Luft umher und setzen sich den Spaziergängern an die Kleider.

Prachtvoll gefärbt sind die Blätter der Bäume; rot, braun, gelb und grün sind sie gemischt, und bald werden sie vom Herbstwind und vom Regen herabgeschüttelt. Sie decken die abgefallenen Samen und geben vielen Pflänzchen Schutz vor der Winterkälte. Auch Raupen, Larven, Käfer und Schnecken bergen sich zwischen ihnen.

Von den gröfseren Tieren haben einige sich Höhlen gegraben, und darin legen sie sich jetzt ein weiches Lager zurecht.

um den Winter bequem zu verschlafen; so der Igel und der Dachs. Groſse Vorräte von Feldfrüchten hat sich überdies der Hamster angelegt, damit er bei seinem Erwachen im Frühling nicht für Nahrung zu sorgen braucht. Die Tiere, die den Winter über munter bleiben, ziehen im Herbst ein wärmeres Kleid an, damit auch sie nicht frieren müssen.

Vollauf sind die Menschen jetzt beschäftigt, die Gaben, welche Feld und Wald bieten, zum Wintervorrat einzusammeln. Der Keller öffnet sich und nimmt Kartoffeln, Rüben und Kraut auf, und die Scheuer sitzt bis unter das Dach hinauf voll schwerer Getreidegarben, die nur auf die Drescher warten. Äpfel, Birnen, Nüsse und Zwetschen werden geerntet. Ein besonderes Fest ist die Traubenlese.

Sind dann auch Vorräte von Holz und Steinkohlen in das Haus geschafft, dann können die Menschen in warmer Stube und bei guter Kost getrost den Winter erwarten.

Friedrich Noll.

88. Tiſchgebet.

Aller Augen warten auf dich, Herr,
Und du gibſt ihnen ihre Speiſe zu ſeiner Zeit.
Du thuſt deine milde Hand auf
Und ſättigeſt alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.
Danket dem Herrn, denn er iſt freundlich,
und ſeine Güte währet ewiglich.

89. Der Bauer.

1. Der Bauer ſtreut den Samen wohl auf das friſche Feld;
Jed' Körnlein hat gezählet der treue Herr der Welt.

2. Das Korn liegt in der Erde, die Arbeit iſt gethan;
Ein Vaterunſer betet drauf ſtill der Bauersmann.

3. Gott hat es wohl vernommen, des Bauern ſtilles Flehn,
Hat auch ſein fromm Gemüte und treues Herz geſehn.

4. Drum legt er ſeinen Segen auf jedes Körnchen klein,
Gibt Tau und friſchen Regen und milden Sonnenſchein.

5. Bald wogen goldne Saaten mit Rauſchen hin und her,
Und volle Ähren neigen ſich nieder, reich und ſchwer.

6. Der Wagen iſt geladen, die Pferde ziehen an;
[illegible] zu, — in Gottes Namen!" ſpricht fromm der Bauersmann.

7. „Gelobt sei Gottes Treue, gelobt sei Gottes Gnad',
Die heuer uns aufs neue so reich gesegnet hat!"

8. So singt er froh im Fahren dem Herrn der Herrlichkeit: —
Bet nur und schaff das Deine, so hilft Gott allezeit.

G. Chr. Dieffenbach.

90. Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei. „Sieh, Vater," sagte der unerfahrene Knabe, „wie aufrecht einige Halme den Kopf tragen! Die müssen wohl recht vornehm sein; die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter."

Der Vater pflückte ein paar Ähren ab und sprach: „Thörichtes Kind, da sieh einmal! Diese Ähre hier, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer; diese aber, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner."

Trägt einer gar so hoch den Kopf,
So ist er wohl ein eitler Tropf.

Christoph von Schmid.

91. Von einem Knaben im Gedicht, der immer sprach: „Das kann ich nicht!"

1. Es war einmal ein kleiner Mann,
Den ich dir jetzt nicht nennen kann;
Das war ein Bube, frisch und stark,
Mit rundem Arm und festem Mark,
Der konnte ohne große Not
Bezwingen stets sein Butterbrot,
Der konnte tüchtig springen, laufen
Und brauchte nie sich zu verschnaufen,
Der konnte seinen Kreisel treiben,
Im Ballspiel mußt' er Meister bleiben,
Kein andrer so die Kunst verstand,
Zu schlagen einen Tonnenband,
Und wenn's zum Mittagsessen ging,
So war er ganz besonders flink.

2. Im Schreiben aber und im Lesen,
Dazu ist er nicht flink gewesen;
Zur Schule ließ er sehr sich treiben,
Möcht' lieber noch im Garten bleiben;

Da stöhnt' er bei dem Buche sehr,
Und alles schien ihm gar zu schwer,
Und allsobald sprach unser Wicht:
„Das kann ich nicht, das kann ich nicht!"
Einstmals der Vater kam nach Haus,
Sah recht vergnügt und freundlich aus,
Und unter seinem Arm er trug
Ein Päckchen, wie es schien, ein Buch.
Er sprach zum Büblein: „Nun gib acht!

3. Ich hab' dir etwas mitgebracht;
Ein Buch ist's von besonderm Wert,
Es macht dich klug und hochgelehrt:
Willst du des Lesens Müh' nicht scheun,
So will ich dich damit erfreun."
Doch als er hört: ein Buch, ein Buch,
Da hat das Büblein schon genug,
Mit weinerlichem Ton es spricht:
„Papa, das kann ich aber nicht!"

4. „Kannst du es nicht? Dann laß es sein,
Ich will dich ja nicht zwingen, nein;
Ich dachte nur, dir sei das Lesen
In diesem Buch nicht schwer gewesen."
Als er ihm nun das Päckchen wies,
Was war's? Ein Honigkuchen süß,
So groß, — ich hab' ihn ausgemessen —
Vier Wochen konnt' er davon essen.
Nun ging durch eigne Schuld verloren
Die süße Kost dem kleinen Thoren.

5. Da schämte sich der kleine Mann
Und faßte sich ein Herz fortan.
Und sprach mit grämlichem Gesicht
Fortan nicht mehr: „Das kann ich nicht!"
Nein, an die Bücher macht' er sich
So kühn, als ging es an den Tisch.
Und wirklich ist es ihm gelungen,
Er hat es nach und nach gezwungen.

Und dabei ward er sich bewußt:
Mit Freudigkeit und rechter Lust
An schwerer Arbeit sich versuchen,
Das schmeckt so süß wie Honigkuchen.

Gottlob Dittmar.

92. Husarenlied.

1. Hurra! ich bin ein Husar!
Ich komme wie Vögel geflogen,
Ich habe den Säbel gezogen,
Das Pistol in der Hand,
Den Hahn gespannt.
So jag' ich keck in der Feinde Reihn,
Ich hau' und ich schieße tapfer drein;
Piff paff puff!
Hurra!

2. Hurra! ich bin ein Husar!
Die Feinde kommen geritten,
Nun heißt es mutig gestritten!
Die Standarte voran!
Frisch drauf und dran!
Ich jage keck in der Feinde Reihn,
Ich hau' und ich schieß', und der Sieg ist mein!
Piff paff puff!
Hurra!

Hoffmann von Fallersleben.

93. Der Löwe und die Maus.

Der Löwe schlief in seiner Höhle; um ihn her spielte eine lustige Schar Mäuse. Eine derselben war eben auf einen hervorstehenden Felsen gekrochen, fiel herab und erweckte den Löwen, der sie mit seiner gewaltigen Tatze festhielt. „Ach," bat sie, „sei doch großmütig gegen mich armes, unbedeutendes Geschöpf! Ich habe dich nicht beleidigen wollen; ich habe nur einen Fehltritt gethan und bin von dem Felsen herabgefallen. Was kann dir mein Tod nützen? Schenke mir das Leben, und ich will dir zeitlebens dankbar sein." — „Geh hin!" sagte großmütig der Löwe und ließ das Mäuschen springen. Bei sich aber lachte er und sprach: „Dankbar sein! Nun, das möchte ich doch sehen, wie ein Mäuschen sich einem Löwen dankbar bezeigen könnte!"

Kurze Zeit darauf lief das nämliche Mäuschen durch den Wald und suchte sich Nüsse. Da hörte es das klägliche Gebrüll eines Löwen.

„Der ist in Gefahr!“ sprach es bei sich selbst und lief der Stelle zu, woher das Gebrüll kam.

Es fand den großmütigen Löwen von einem starken Netze umschlungen, das der Jäger künstlich ausgespannt hatte, um damit große Waldtiere zu fangen.

Die Stricke hatten sich so fest zusammengezogen, daß der Löwe weder seine Zähne, noch die Stärke seiner Tatzen gebrauchen konnte, um sie zu zerreißen. „Warte nur, mein Freund, da kann ich dir wohl am besten helfen!“ sagte das Mäuschen. Es lief hinzu, zernagte die Stricke, welche die Vordertatzen des Löwen gefesselt hatten, und als diese frei waren, zerriß er das übrige Netz und ward so durch die Hilfe des kleinen Mäuschens wieder frei. Äsop.

94. Der Knabe im Walde.

1. Es wollt' ein Knabe früh aufstehn
   Und wollt' im grünen Wald nach Beeren gehn.
2. Und als er kam in' Wald hinein,
   Da pflückt' er viele rote Erdbeerlein.
3. Und als er wollte heim nach Haus,
   Da fand er nicht zum grünen Wald hinaus.
4. „Soll ich die Nacht im Walde sein,
   Wer tröstet denn daheim mein Mütterlein?“
5. Er weint und rennet hin und her:
   „Ach, wenn ich doch bei meiner Mutter wär'!“
6. Und endlich ist er müd' und matt,
   Er sucht im Busch sich eine Lagerstatt.
7. Es singen hell die Vögelein,
   Er macht die Augen zu und schläfet ein.
8. Da springt ganz leise husch husch husch
   Ein graues Männlein aus dem dunkeln Busch.
9. Graumännlein weckt ihn allsobald
   Und führt ihn aus dem weiten grünen Wald.
10. Und als der Knab' ins Dorf will gehn,
    Graumännlein ist nicht weiter mehr zu sehn.
11. Froh tritt der Knab' ins Haus hinein,
    Erzählet alles seinem Mütterlein.

12. Die Mutter spricht: „Wie froh bin ich!
Ach Gott, wie freu' ich mich herzinniglich!
13. Den guten Kindern geht es gut,
Die hat der liebe Gott in seiner Hut."

Hoffmann von Fallersleben.

95. Mutterliebe.

Auf dem Hofe sitzt auf einer Bank unter der grofsen Linde die Mutter, und neben ihr sitzen Edmund und Klara und sehen dem Federvieh zu, das auf dem Hof umherläuft und scharrt und sucht und pickt und krakelt und schnattert.

Aber unter allem Federvieh zieht die Gluckhenne am meisten der Kinder Augen auf sich, die sich mit ihren Kleinen durch die Hühner und Truthühner, Enten und Gänse und Tauben durchdrängt, um ein freieres Plätzchen zu gewinnen, wo sie scharren kann. — Wegen der Gluckhenne und ihrer Küchlein waren die Kinder eben auf den Hof gegangen und hatten sich mit Brot versehen. — Endlich hat die Henne das Plätzchen erreicht, nachdem sie vielfältig gegluckst und sich immer nach ihren Kleinen umgesehen hat, damit ja keines zurückbleibe.

„Mutter, ich weifs," sagte Edmund, „warum die Gluckhenne immer so gluckst. Sie ruft den Kleinen, damit sie wissen sollen, wo sie ist. Da können sie sich nicht verlieren."

„Ja, das weifs ich auch," spricht Klara. „Die Alte, das ist die Mutter, und die Kleinen sind ihre Kinder. Nicht wahr, Mutter? — Und die Alte läfst den Kleinen nichts thun."

„Nein," sagte die Mutter, „sie leidet es nicht, dafs man den Kleinen etwas thue; denn sie liebt ihre Kleinen und schützt sie mit aller Macht, und wenn ein grofser Hund käme, so würde sie ihm auf den Leib springen."

„Ja, Mutter, ja," ruft Edmund, „das habe ich selbst einmal gesehen. Nachbars Mohr kam auf unsern Hof und wollte sich einen Knochen suchen. Da kam er der Glucke ein bifschen zu nahe. Gleich wurde sie böse, denn sie dachte wohl, er wollte den Kleinen etwas thun, und flog ihm auf den Leib und hackte ihn ein paarmal in die Nase. Der alte grofse Narr fing ordentlich an zu schreien und lief davon."

„Sehet, so beherzt macht sie die Mutterliebe," sagte die Mutter.

J. A. C. Löhr.

96. Das Kätzchen.

Miesekätzchen ging spazieren
Auf dem Dach am hellen Tag,
Macht' sich an den Taubenschlag,
Eine Taub' zu attrapieren.
Miau, Miau!
Schlüpft wohl in das Loch hinein;
Aber kaum ist sie darein,
Ist der Appetit vergangen.
Eine Falle, siehst du, fällt,
Für den Marder aufgestellt,
Und das Kätzchen muß drin hangen.
Und im Sterben schreit sie: „Trau
Nicht auf Diebstahl je! Miau!“

Ludwig Tieck.

97. Der Affe und die Nuſs.

Ein junger Affe kam an einen Baum, an welchem viele Nüsse hingen. „Das freut mich,“ sagte er; „ich habe so viel davon gehört, wie gut die Nüsse schmecken.“ Er brach eine Nuſs ab und biſs in die grüne Schale. „Ei,“ sagte er, „wie ist das bitter,“ und spie wieder aus, was er im Munde hatte. Dann kam er an die harte Schale. „Das ist ja ein Stein, wie hat man mich angeführt!“ rief er ärgerlich und warf die Nuſs fort. Er wuſste nicht, daſs in der harten Schale ein süſser Kern stecke.

Äsop.

98. Wie die Kinder übers Böcklein schelmisch lachen und sich übers Zottelröcklein lustig machen.

1. Du Schäckerer,
Du Mäckerer,
Hast gar ein zottlig Kleid,
Nicht neu, nicht alt,
Nicht warm, nicht kalt,
Nicht eng und auch nicht weit.

2. Da spricht der Bock:
„Mein Zottelrock,
Der ist mir zehnmal lieber
Als ein Gewand
Von allerhand
Tuch, Sammet oder Biber.

3. Er reißt mir nicht
Und schleißt mir nicht
Und kommt nicht aus der Mode.
Ich trag' ihn von
Geburt an schon
Und trag' ihn bis zum Tode.

4. Ob ihr auch lacht,
Er ist gemacht
Mir doch zu einem Putze.
Ich schäm' mich nicht
Und gräm' mich nicht
Und trag' ihn euch zum Trutze."

Friedrich Güll.

99. Möpschen und Spitzchen.

M. Hör, Spitzchen, ich will dich was fragen!
Du sollst mir ganz heimlich sagen,
Wo hast du den schönen Knochen versteckt,
Daß ihn kein böser Dieb entdeckt?
Sp. Nein, Möpschen, ich schweige lieber still;
Der Dieb ist's eben, der's wissen will.

Das Möpschen hat gesucht und gerochen,
Bis hinter dem Stall es fand den Knochen.
In seiner Schnauze hat es ihn schon,
Da bekam es gar einen schlimmen Lohn;
Herr Spitz, der faßt' es so derb am Kragen,
Da lief es davon mit Schreien und Klagen.

Wilhelm Hey.

100. Der Fuchs und die Trauben.

An einem Weinstocke hingen ganz oben einige goldgelbe Trauben. Ein Fuchs kam vorbei, sah die Trauben und hätte sie gar gern gehabt. Er sprang an dem Stocke in die Höhe, um sie zu erhaschen; aber alle Mühe war vergebens. Das verdroß ihn sehr. Er wollte sich aber seinen Verdruß nicht merken lassen. „Die Trauben sind noch grün und sauer; ich mag sie gar nicht haben." So sagte er und ging seines Weges weiter.

Äsop.

101. Soldatenspiel.

1. Hurra! Es geht ins Feld hinaus!
Voran im Trab die Kavallerie,
Im Sturmschritt dann die Infant'rie.
Ihr Feinde lauft, sonst habt ihr Not,
Sonst schießen wir euch mausetot,
Das knallt, es ist ein Graus!

2. Nun heißt es Schritt! Nun geht's im Takt.
Schon bläst die Regimentsmusik
Das lustigste Soldatenstück.
Ein Trichter ist die Haupttrompet',
Der eine singt, der andere kräht,
Die Trommel schlägt den Takt.

3. Der General zeigt uns den Weg,
Sein Hut sieht schon so prächtig aus:
Von Goldpapier mit grünem Strauß.
Sein Orden glänzt in weiter Fern':
Von Messing ein Gardinenstern;
Sein Säbel ist von Blech.

4. Seht nur die Offiziere dort!
Das sind gewaltig tapf're Leut',
Ihr Schreien hört man meilenweit:
„Habt Achtung! schultert! linksum kehrt!"
Und wehe dem, der sie nicht hört!
Sie sind bald hier, bald dort!

5. Hurra! Nun geht's Manöver an!
Die Steckenpferd', in Saus und Braus
Wie ziehn sie mit den Reitern aus!
Und wer sein Pferd verlor im Zug,
Der ist sich selbst noch Pferd genug
Und wiehert, was er kann!

6. Schaut nur des Fußvolks lange Reih':
's sind lauter schmucke Grenadier'
Mit weißen Hüten von Papier,
Den Schnurrbart schwarz mit Kork gemalt,
Da heißt es: „Augen links!" und „Halt!"
Der Feldherr sprengt vorbei!

7. Hurra! So ziehn wir in den Krieg;
Und treffen keinen Feind wir an,
So greifen wir uns selber an
Und werfen uns ins hohe Gras.
Juchhe! das ist der schönste Spaß,
Und alles fei'rt den Sieg! Robert Reinick.

102. Rätsel.

Wer ist so klug, wer ist so schlau?
Dem schüttl' ich was vom Bäumchen!
's ist innen gelb und außen blau,
Hat mitten drin ein Steinchen. Friedrich Güll.

103. Der Schmied.

Neben dem Hause meiner Eltern wohnte ein alter Schmied, ein gar guter Mann, obgleich er schwarz im Gesicht aussah, so dafs manche Kinder sich vor ihm fürchteten. Ich fürchtete mich aber nicht, sondern ging alle Tage zu ihm und sah ihm zu, wie er in seiner Werkstatt arbeitete. Da zog er einen grofsen Blasbalg, dafs dieser sausete und das Feuer anblies. In dies helle Feuer legte er Eisen und liefs es darin liegen, bis es glühend wurde; dann packte er es mit einer grofsen eisernen Zange an und legte es auf einen grofsen eisernen Klotz, den er einen Amboſs nannte. Nun nahm er den Hammer in die andere Hand und schlug damit auf das glühende Eisen, dafs die Funken umherfuhren. Da mufste ich ein wenig zurückgehen, weil die Funken mir sonst die Kleider verbrannt hätten. Bald schmiedete er grofse Nägel auf dem Amboſs, bald Hufeisen für die Pferde, bald Reife um die Wagenräder; alles hämmerte er auf seinem Amboſs. Wenn er fertig war, liefs er mich auch manchmal ein wenig hämmern. Da mir aber sein gewöhnlicher Hammer zu schwer war, schmiedete er mir ein kleines Hämmerchen, welches ich noch lange nachher aufgehoben habe. Meiner Mutter holte ich oft bei dem alten Schmiede Hammerschlag, das sind kleine schwarze Schuppen, welche beim Schmieden von dem Eisen abfallen. Mit diesem Hammerschlag wurde das eiserne Geschirr in der Küche gerieben, worauf es wieder glänzte wie neu. Auch machte der alte Schmied uns einmal eine neue Kette an den Ziehbrunnen, als die alte zerrissen und der Eimer in den

Brunnen gefallen war. Ich mußte ihn rufen, und da kam er mit seinem ledernen Schurzfell und mit einem eisernen Haken, um den Eimer aus dem Brunnen zu fischen. Jetzt ist aber der Mann schon lange tot. Wilhelm Curtman.

104. Knabe und Hündchen.

Kn. Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn,
Ordentlich grade sitzen lern!
H. Ach, soll ich schon lernen und bin so klein;
O laß es doch noch ein Weilchen sein!
Kn. Nein, Hündchen, es geht am besten früh;
Denn später macht es dir große Müh'.
Das Hündchen lernte; bald war's geschehn,
Da konnt' es schon sitzen und aufrecht gehn,
Getrost in das tiefste Wasser springen
Und schnell das Verlorene wiederbringen.
Der Knabe sah seine Lust daran,
Lernt' auch und wurde ein kluger Mann. Wilhelm Hey.

105. Merk auf, mein Schätzchen,
was ich weiß
vom
Schmunzelkätzchen
und
Bullenbeiß.

Das Kätzlein sitzt vor dem Haus
Und putzt sich die Augen aus;
Streicht dabei zierlich und zart
Seinen schönen weißen Bart,
Daß er sich nicht runzelt;
So sitzt's da und schmunzelt.
Kämmt sich auch ganz nach der Mode
Mit seiner rosenfarbigen Pfote,
Und sein hüpfendes Schwänzlein
Tanzt dabei ein lustiges Tänzlein.
Dann krümmt es den Rücken
Und kauert nieder,
Fängt Schnaken und Mücken
Und lauert wieder.

Tappt
Mit seinem Tätzchen
Und schnappt
Nach einem Spätzchen;
Schnurrt
Und surrt,
Wie einem Spinnmädchen
Sein Spinnrädchen,
Oder wie einer Hummel
Ihr Gebrummel.
So gemütlich sitzt es
Auf dem Stein,
Und die Ohren spitzt es
Oft und fein.
Wie es aber so gähnt
Und sich so dehnt,
Kommt auf einmal aus dem Haus
Der Bullenbeiß heraus
Gesprungen, wie ein Gaul,
Mit einem entsetzlichen Maul,
Und bleckt die Zähne mit Schaudern.
Das Kätzlein sieht's und will nicht zaudern
Und will sich verstecken
In einer Ecken.
Aber der Bull fängt an zu bellen,
Daß ihm die Ohren gellen,
Daß ihm Hören und Sehen
Und alle Sinne vergehen.
Der Bullenbeiß schreit: Wu, wu!
Das Kätzlein bleibt in Ruh'.
Er bellt nochmal: Wu, wu!
Kätzlein sagt nichts dazu.
Der Bullenbeiß schreit: Hoho!
Kätzlein macht's wieder so.
Der Bullenbeiß schreit: Hau, hau!
Das Kätzlein munzt: Miau!
Und krümmt seinen Buckel
Wie eine borstige Suckel;

Seine Augen funkeln
Wie zwei Kohlen im Dunkeln;
Fängt auch mit Schnauz' und Nasen
Erschrecklich an zu blasen.
Nun hält es bereit zum hitzigen
Gefecht die Krallen, die spitzigen,
Und wie er wieder bellt, —
Sitzt es auf seinem Nacken
Und zwickt und zwackt und krällt
Mit seinen scharfen Hacken.
Und dem Bullenbeiß
Wird's so schwül und heiß,
Daß er nimmer weiß,
Wo hinaus
Und wo heraus.
Er schüttelt sich
Und rüttelt sich:
Nützt nichts.
Er schnappt
Und schnauft,
Er trappt
Und lauft:
Schützt nichts;
Denn das zornige Kätzlein
Schwingt noch immer sein Tätzlein,
Hält ihn wacker fest beim Schopf
Und zaust noch tapfer seinen Kopf,
Bis er bittet und bettelt
Und endlich ganz
Demütiglich wedelt
Mit seinem Schwanz.
Da springt das Kätzlein herunter
Auf den Stein
Und sagt: Jetzunder
Laß' ich's sein!
Hat auch weiter keinen Trutz
Und macht sich wieder zurecht den Putz.
Das Kätzlein schnurrt und surrt;
Der Bullenbeiß murrt und knurrt

Und denkt in seinem Sinn:
Da geh' ich nimmer hin.
Das Kätzlein hat scharfe Krallen,
Die haben mir nicht gefallen.
Nun will ich es nimmer anbellen,
Dann wird es auch nimmer krällen.
Jetzt kommt der Metzger heraus
Und lacht ihn brav aus,
Legt ihm einen Strick
Um sein Genick
Und jagt ihn ins bretterne Haus.
So geht die Geschichte aus. Friedrich Güll.

106. Der Hahn.

Siehst du den Hahn?

Hoch empor trägt er den Kopf, und seine beiden Augen läßt er überall herumblicken. Schön geschmückt ist er mit einem roten Kamm, der mit dem Kopfe sich bewegt, und mit einem roten Fleischläppchen, das ihm unter dem Schnabel hängt. Scharf steht der Schnabel vorn heraus. Mit ihm pickt er die Samenkörnchen auf, und mit ihm treibt er den fremden Hahn vom Hofe.

Auf dem Oberschnabel sieht man zwei Löcher, die Naslöcher. Die Ohren stehen nicht am Kopfe hervor, wie bei Hund und Katze, sondern es sind Öffnungen hinter den Augen, von einem weißen Häutchen bedeckt. Er hört, wenn er gelockt wird, und auch den Nachbar-Hahn vernimmt er und antwortet ihm mit lautem Krähen.

Stolz geht der Hahn einher, denn er hat kräftige Füße, die er auch zu raschem Lauf gebrauchen kann. Mit dem Sporn, der über den Zehen steht, hackt er tüchtig auf den Feind los, an dem er hoch auffliegt, und mit den Krallen an den Zehen scharrt er die Erde auf, um Würmchen für seine Henne zu suchen.

Gegen Abend breitet er die Flügel aus und schwingt sich auf den Baum oder die Stange, auf welcher er schlafen will. Doch kann er nicht hoch fliegen, weil sein Leib schwer ist, die Flügel aber etwas kurz sind.

Bunt ist das Federkleid des Hahnes gefärbt, das ihm zum Schutz gegen die Kälte und Nässe dient; aber seine Hauptzierde bleibt der sichelförmige Schwanz, der ihn allein schon deutlich von den Hühnern unterscheidet. Friedrich Noll.

107. Der Hahn.

1. Der Hahn ist gar ein getreuer Mann,
Der Haus und Hof bewachen kann.
Wenn alles noch in Federn liegt,
Er schon aus seiner Stiege fliegt
Und guckt sich um nach rechts und links,
Besieht die ganze Gegend rings,
Ob nicht der Wächter schläft vielleicht,
Ob Sultan nicht vom Posten schleicht,
Und findet er, dafs alles recht,
So weckt er Kutscher, Magd und Knecht. —
Kikeriki!

2. Der Hahn ist gar ein gelehrter Mann,
Der sagt vorher das Wetter an.
Wenn droben hell die Sonne steht,
Die Wipfel ruhn, kein Lüftchen weht,
Er weifs es und bemerkt es scharf,
Ob man dem Frieden trauen darf,
Ob nicht vielleicht denselben Tag
Noch Regen kommt und Hagelschlag.
Und wenn er so was hat erspäht,
Dann fliegt er schnell aufs Dach und kräht:
Kikeriki!

3. Der Hahn ist gar ein gefäll'ger Mann,
Der thut aus Liebe, was er kann!
Er kratzt und scharrt mit vieler Müh'
Für seine Hennen spät und früh,
Und findet er ein Weizenschrot,
Ein Würmchen oder Krümchen Brot,
Dann ruft er seinen schönsten Gruſs,
Macht einen hübschen Kratzefuſs:
„Kommt her und pickt, ihr Hennen, jetzt!
Ihr kommt zuerst, ich komm' zuletzt! —
Kikeriki!“

Rudolf Löwenstein.

108. Der Herbst.

1. Hallo! Die Thüren aufgethan!
Hör zu, wer hören will!

Ich bin der Herbst, ein luft'ger Mann,
Ich steh' nicht lange still!

2. Heut' fahr' ich Gerst' und Hafer ein
Und trag' den Erntekranz,
Und abends dann beim kühlen Wein
Mach' ich Musik zum Tanz.

3. Und morgen auf die Bäum' hinauf! —
Kopf weg und aufgepaßt!
Hei, wie das rot und gelb zuhauf
Herunterschlägt vom Ast! — —

4. Ein andermal dann in dem Wald,
Da blas' ich auf zur Pirsch;
Der Jäger kommt, die Büchse knallt,
Hussa, sie traf den Hirsch!

5. Hussa! Wie das im Walde klingt,
Im grünen, stillen Raum,
Wo sich die Eichkatz' munter schwingt
Im Nu von Baum zu Baum!

6. Ich bin der Herbst, ihr kennet mich,
Ich steh' nicht gerne still.
Hallo, hallo! Drum tummle sich,
Wer fröhlich werden will!

Robert Reinick.

109. Vom Mäuslein.

Die Köchin spricht zum Koch:
„Fang mir das Mäuslein doch!
Es ist nichts sicher in Küch' und Keller,
Nicht in der Schüssel, nicht auf dem Teller.

5. Wo's was riecht,
Da ist es gleich,
Wo's was kriegt,
Da frißt es gleich;
Wo ein Braten dampft,
10. Kommt das Mäuslein und mampft.
Unter der Bank
In den Küchenschrank
Hat es gebissen ein Loch.
Koch, fang mir das Mäuslein doch

Und jag es wieder aus dem Haus
In das freie Feld hinaus."
Da macht der Koch ein Gesicht
Und spricht:
„Mäuslein, Mäuslein,
Bleib in deinem Häuslein:
Nimm dich in acht
Heut' Nacht.
Mach auch kein Geräusch
Und stiehl nicht mehr das Fleisch:
Sonst wirst du gefangen
Und aufgehangen."
Der Koch aber deckt zu alle
Schüsseln und stellt auf die Falle
Hinten im Eck
Und thut hinein den Speck,
Sperrt die Küche zu,
Geht und legt sich zur Ruh'.
Das Mäuslein aber ist ruhig
Und wispert leis: „Das thu' ich!"
Aber es hat nicht lang gedauert,
So kommt schon das Mäuslein und lauert
Und sagt: „Wie riecht der Speck so gut,
Wer weiß, ob's doch was thut?
Nur ein wenig möcht' ich beißen,
Nur ein wenig möcht' ich speisen.
Einmal
Ist keinmal!"
So spricht fein Mäuslein und schleicht,
Bis es die Falle erreicht.
Duckt sich
Und buckt sich,
Schmiegt sich
Und biegt sich,
Ringelt das Schwänzlein
Wie ein Kränzlein;
Setzt sich
Ins Eck
Und ergötzt sich

Am Speck,
Reißt,
Beißt
Und ſpeiſt.
Platſch thut's einen Knall,
Und — zu iſt die Fall'!
Das Mäuschen zittert vor Schrecken
Und möcht' ſich verſtecken.
Aber wo es will hinaus,
Iſt zugeſperrt das Haus.
Es pfeift
Und zappelt,
Es kneift
Und krabbelt;
Überall iſt ein Gitter,
Und das iſt bitter,
Überall iſt ein Draht,
Und das iſt ſchad'.
Leider, leider
Kann 's Mäuslein nimmer weiter;
Wär's nur geweſen geſcheiter!
Unterdeſſen wird es Morgen,
Da kommt die Köchin und will beſorgen
Den Kaffee
Und den Thee.
Da ſieht ſie denn, was vorgegangen,
Und wie das Mäuslein iſt gefangen.
Ganz leis, ſacht
Schleicht ſie hin und lacht:
„Haben wir endlich doch erhaſcht
Das Mäuslein, das immer von allem genaſcht?
Siehſt du: Einmal
Iſt nicht keinmal.
Wärſt du geblieben in deinem Loch,
Gefangen hätte dich nicht der Koch!"

Friedrich Güll

110. Die vier Jahreszeiten.

„Ach! wenn's doch immer Winter bliebe!" sagte Ernst, da er einen Schneemann gemacht hatte und im Schlitten gefahren war.

Sein Vater sagte, er möchte diesen Wunsch in sein Notizbuch schreiben, und er that's.

Der Winter verging; es kam der Frühling.

Ernst stand mit seinem Vater bei einem Blumenbeete, auf welchem Hyacinthen, Aurikeln und Narzissen blühten, und war vor Freude darüber ganz aufser sich.

„Das ist eine Frucht des Frühlings," sagte sein Vater, „und wird wieder vergehen."

„Ach!" antwortete Ernst, „wenn's doch immer Frühling wäre!"

„Schreib diesen Wunsch in mein Notizbuch," sagte der Vater, und Ernst that es.

Der Frühling verging; es kam der Sommer.

Ernst ging mit seinen Eltern und einigen Gespielen an einem schönen, warmen Tage nach dem nächsten Dorfe, und sie blieben daselbst den ganzen Tag.

Rund umher sahen sie grüne Saaten und Wiesen, mit tausendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten, und mutige Füllen ihre Sprünge machten.

Sie afsen Kirschen und anderes Sommerobst und liefsen sich's den ganzen Tag über recht wohl sein.

„Nicht wahr," fragte der Vater beim Zurückgehn, „der Sommer hat doch auch seine Freuden?"

„O," antwortete Ernst, „ich wollte, dafs es immer Sommer wäre!"

Er mufste auch dieses in das Notizbuch seines Vaters schreiben.

Endlich kam der Herbst.

Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberg zu.

Es war nicht mehr so heifs als im Sommer; aber die Luft war sanft und der Himmel heiter.

Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen; auf den Mistbeeten sah man wohlschmeckende Melonen liegen, und die Zweige der Bäume wurden von reifen Früchten herabgebeugt.

Das war erst recht ein Fest für unsern Ernst.

„Diese schöne Zeit," sagte sein Vater, „wird bald vorüber sein; der Winter ist schon vor der Thür, um den Herbst zu vertreiben."

„Ach!“ sagte Ernst, „ich wollte, daſs er weg bliebe, und daſs es immer Herbst wäre!“

„Wolltest du das wirklich?“ fragte sein Vater.

„Wirklich!“ war seine Antwort.

„Aber,“ fuhr sein Vater fort, indem er sein Notizbuch aus der Tasche zog, „sieh doch einmal her, was hier geschrieben steht; lies doch!“

„Ich wollte, daſs es immer Winter wäre!“

„Und nun lies auch hier auf dieser Seite; was steht denn da?“

„Ich wollte, daſs es immer Frühling wäre!“

„Und was auf dieser Seite hier?“

„Ich wollte, daſs es immer Sommer wäre!“

„Kennst du,“ fuhr der Vater fort, „die Hand, die dieses geschrieben hat?“

„Das habe ich geschrieben,“ antwortete Ernst.

„Und was wünschtest du jetzt eben?“

„Ich wünschte, daſs es immer Herbst sein möchte!“

„Das ist doch sonderbar genug,“ sagte der Vater. „Im Winter wünschtest du, daſs es Winter; im Frühling, daſs es Frühling; im Sommer, daſs es Sommer, und im Herbste, daſs es Herbst sein möchte.“

„Denk einmal nach, was folgt wohl daraus?“

„Daſs alle Jahreszeiten gut sind.“

„Ja, daſs sie alle reich an Freuden, reich an mannigfaltigen Gaben sind.“

Joachim Heinrich Campe.

111. Die Ernte.

1. Der liebe Gott mit milder Hand
Bedeckt mit Segen rings das Land:
Schon steht die Saat in voller Pracht,
Ein Zeuge seiner Güt' und Macht.

2. Nun ernte, Mensch, was du gesät,
Sei froh und sprich ein fromm Gebet
Und gib von dem, was dir verliehn,
Auch deinen armen Brüdern hin.

Robert Reinick.

112. Im Herbst.

1. Sonne hat sich müd' gelaufen, spricht: „Nun laß ich's sein!"
Geht zu Bett und schließt die Augen und schläft ruhig ein.
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es ebenso,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

2. Bäumchen, das noch eben rauschte, spricht: „Was soll das sein?
Will die Sonne nicht mehr scheinen, schlaf' ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es ebenso,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

3. Vogel, der im Baum gesungen, spricht: „Was soll das sein?
Will das Bäumchen nicht mehr rauschen, schlaf' ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es ebenso,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

4. Häschen spitzt die langen Ohren, spricht: „Was soll das sein?
Hör' ich keinen Vogel singen, schlaf' ich ruhig ein!"
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es ebenso,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

5. Jäger höret auf zu blasen, spricht: „Was soll das sein?
Seh' ich keinen Hasen laufen, schlaf' ich ruhig ein."
Sum, sum, sum,
Mein Kindchen macht es ebenso,
Mein Kindchen ist nicht dumm!

6. Kommt der Mond und guckt herunter, spricht: „Was soll das sein?
Kein Jäger lauscht?
Kein Häschen springt?
Kein Vogel singt?
Kein Bäumchen rauscht?
Kein Sonnenschein!
Und 's Kind allein
Sollt' wach noch sein?" —
Nein! nein! nein!
Lieb Kindchen macht die Augen zu,
Lieb Kindchen schläft schon ein.

Robert Reinick.

113. Spruch.

In die Schule gehn die Buben,
Die Soldaten ziehn ins Feld.
Sorg' ein jeder, daſs er werde
Seiner Zeit ein wackrer Held.

J. C. Scholderers Lesebuch.

114. Der Esel und die drei Brüder.

Ein armer Bauer besaß nichts als einen Esel, der ihm treulich diente und ihm manchen Groschen verdienen half. Als der Mann fühlte, daß er bald sterben werde, rief er seine drei Söhne an sein Bette und sprach: „Ich kann euch keine Erbschaft hinterlassen als meinen Esel; wenn ihr ihn gut behandelt, wird er euch allen dienen können, heute dem einen, morgen dem andern, übermorgen dem dritten. Seid verträglich unter einander und billig gegen das Vieh!" Der Vater starb, aber die Söhne vergaßen seiner Ermahnung. Der älteste dachte: Gestern hat der Esel noch in meines Vaters Stall gefressen, morgen wird er bei meinem Bruder Heu genug kriegen. Heute kann er wohl einmal ohne Futter arbeiten. So mußte das arme Tier vierundzwanzig Stunden hungern. Am andern Morgen holte ihn der zweite, und da der Esel schon matt vor Hunger ist und nicht recht fort will, so meint der hartherzige Mensch: Du fauler Esel hast gewiß zuviel bei meinem Bruder gefressen, deshalb willst du nicht marschieren. Nun gut! so magst du denn bei mir fasten, daß dir die Trägheit vergeht. Am dritten Tage war der Esel schon halb tot vor Hunger; aber der jüngste Bruder, der ihn diesen Tag zu benutzen hat, macht es nicht besser als seine Brüder und sucht durch Prügel zu ersetzen, was an Futter fehlt. Doch länger konnte es das geplagte Tier nicht aushalten. Ehe der vierte Morgen anbricht, liegt der Esel vor der leeren Krippe und ist tot.

Nun hatten die Brüder gar nichts und zankten sich nur darum, wer schuld an dem Tode des Esels gewesen sei. Der Esel wurde aber von dem Zank nicht lebendig und die Brüder ebenso wenig dadurch reich.

Wilhelm Curtman.

115. Nußsäcklein.

Wer will mir mit seinen Backen
Dreiunddreißig Nüsse knacken?
Beißt nur, daß die Schale kracht,
Doch nehmt auch den Kern in acht. —

Welcher Kopf hat keine Nase,
Welche Stadt hat keine Straße,
Welcher Laden hat keine Thüre,
Welches Netz hat keine Schnüre,
Welcher Flügel hat keine Feder,
Welche Mühle hat keine Räder,
Welcher Mantel hat keinen Kragen,
Welcher Bauer hat keinen Wagen,
Welches Wasser hat keine Quelle,
Welcher Schneider hat keine Elle,
Welcher Hut hat keinen Rand,
Welcher König hat kein Land,
Welche Nadel hat kein Öhr,
Welche Mühle hat kein Wehr,
Welches Pferd hat keinen Huf,
Welcher Hahn hat keinen Ruf,
Welches Pflaster hat keinen Stein,
Welcher Stern hat keinen Schein,
Welches Schiff hat keinen Mast,
Welcher Baum hat keinen Ast,
Welches Faß hat keinen Spund,
Welches Haus hat keinen Grund,
Welcher Mann hat keine Frau,
Welcher Fuchs hat keinen Bau,
Welcher Schimmel hat keinen Stall,
Welche Büchs' gibt keinen Knall,
Welche Glocke gibt keinen Schall,
Welcher Acker trägt kein Getreid',
Welche Jungfer trägt kein Geschmeid',
Welcher Mann hat nie ein Kleid? —
So, nun packt und knackt gescheit. Friedrich Güll.

116. Die traurige Geschichte von dem dummen Hänschen.

1. Hänschen will ein Tischler werden,
Ist zu schwer der Hobel;
Schornsteinfeger will er werden,
Doch das ist nicht nobel;
Hänschen will ein Bergmann werden,
Mag sich doch nicht bücken;

Hänschen will ein Müller werden,
Doch die Säcke drücken;
Hänschen will ein Weber werden,
Doch das Garn zerreißt er:
Immer, wenn er kaum begonnen,
Jagt ihn fort der Meister.
Hänschen, Hänschen, denke dran,
Was aus dir noch werden kann!

2. Hänschen will ein Schlosser werden,
Sind zu heiß die Kohlen;
Hänschen will ein Schuster werden,
Sind zu hart die Sohlen;
Hänschen will ein Schneider werden,
Doch die Nadeln stechen;
Hänschen will ein Glaser werden,
Doch die Scheiben brechen;
Hänschen will Buchbinder werden,
Riecht so sehr der Kleister:
Immer, wenn er kaum begonnen,
Jagt ihn fort der Meister.
Hänschen, Hänschen, denke dran,
Was aus dir noch werden kann!

3. Hänschen hat noch viel begonnen,
Brachte nichts zu Ende;
Drüber ist die Zeit verronnen:
Schwach sind seine Hände;
Hänschen ist nun Hans geworden,
Und er sitzt voll Sorgen,
Hungert, bettelt, weint und klaget
Abends und am Morgen:
„Ach! warum nicht war ich Dummer
In der Jugend fleißig?
Was ich immer auch beginne,
Dummer Hans nur heiß' ich.
Ach, nun glaub' ich selbst daran,
Daß aus mir nichts werden kann!"

Rudolf Löwenstein.

117. Der Apfelbaum.

Dicht vor dem Hause steht ein Apfelbaum. Von seinem niederen Stamme breiten sich Äste und Zweige weit hinaus. Im Frühlinge sind sie von den großen, rötlich weißen Blumen bedeckt, zwischen denen auch die grünen Blätter schon hervorsprossen. In dem lieblichen Duft der Blüten summen fleißige Bienen; Vögel singen voller Lust auf den Zweigen.

Bald fallen die zarten Blumenblätter zu Boden, aber an ihrer Stelle schwellen kleine grüne Knöpfchen heran, die jungen Äpfel. Die Blätter des Baumes erreichen jetzt ihre volle Größe und sind von den Strahlen der Sommersonne bald dunkel gefärbt. In ihrem Schatten sitzt die Mutter auf der Gartenbank; um diese her am warmen Boden spielen die munteren Kinder.

Wenn nun der Herbst kommt, dann gibt es ein großes Fest. Die Kinder bringen Körbe herbei, der Vater stellt die große Leiter an den Baum, steigt hinauf und bricht die jetzt reifen Äpfel mit den roten Backen ab. In dem Keller werden sie aufbewahrt; sie werden im Winter gegessen und prangen zu Weihnachten am Christbaum.

Friedrich Noll.

118. Wer war das?

1. Ich sah ein Büblein kerngesund
   Mit frischen roten Wangen,
   Mit einem Köpfchen kugelrund
   Hoch, hoch im Winde hangen.
2. Kopfunter, denkt euch! hing es da
   Und schien vergnügt und munter,
   Und als ich es so hängen sah,
   Da fiel es, patsch! herunter.
3. Es fiel mir auf die Nase gar,
   Das schien mir sehr vermessen,
   Drum hab' ich gleich mit Haut und Haar
   Das Büblein aufgegessen.

Haag.

119. Der alte und der junge Storch.

Zum jungen spricht der alte Storch:
„Mein Sohn, jetzt schau mich an und horch:
Du sitzest nun in deinem Nest
Schon sieben Wochen still und fest,

Jetzt mußt du dich auch tummeln fein
Und lernen stehn auf einem Bein,
Sonst bleibst du nicht bei mir in Gunst;
Auf zweien gehn ist keine Kunst.
Frisch auf, mein Sohn, und wanke nicht
Und mit den Flügeln schwanke nicht.
Auch darfst du nicht so leis mehr plappern,
Mußt laut als wie dein Vater klappern.
Und geht das gut, schau deinen Bruder,
So mußt du führen auch das Ruder,
Daß, wenn der Herbst uns mahnt zum Wandern,
Kannst weiter segeln mit den andern."
Jung Störchlein nahm das wohl in acht,
Hat alles pünktlich nachgemacht.
Es lernte stehn auf einem Bein
Und lustig klappern obendrein.
Und mit dem Herbst lupft' er die Flügel
Und flog hin über Thal und Hügel;
Zog ohne Bündel und Reisehemd
Fort in die weite, weite Fremd'.
Das hat den alten Storch gefreut
Und weit und breit die Storchen-Leut'. Friedrich Güll.

120. Das Pferd und der Wolf.

Ein Pferd, das auf der Weide war, sah einen Wolf herankommen, von dem es nichts Gutes erwartete. Da stellte es sich krank und hinkte. „Was fehlt dir, guter Freund?" sprach der Wolf, der sich schon seiner Beute sicher glaubte. „Ach," antwortete das Pferd, „ich habe mir einen Dorn in den Fuss getreten und leide grosse Schmerzen."

„Dir kann geholfen werden," erwiderte der Wolf, „ich bin ein Arzt und will dir den Dorn ausziehen." Er gedachte dabei dem Pferde so nahe zu kommen, dass es ihm nicht mehr entgehen könnte. Das Pferd stellte sich nun so, dass der Wolf ihm am Hinterfusse den Dorn, von dem es gesprochen hatte, ausziehen könnte. Wie aber der Wolf näher kam, gab es ihm mit seinem Huf einen solchen Schlag an den Kopf, dass der Wolf betäubt niedersank. Lange dauerte es, bis er wieder zu sich kam. Dann schlich er zerschlagen und beschämt nach Hause. Das Pferd war längst fort. Äsop.

121. Rätsel.

Wie heißt das Ding dort an der Wand?
Es schlägt und hat doch keine Hand;
Es hängt und geht doch fort und fort;
Es geht und kommt doch nicht vom Ort.

Gottlob Dittmar.

122. Mäuschen.

Frau. Mäuschen, was schleppst du dort
Mir das Stück Zucker fort?
Mäuschen. Liebe Frau, ach vergib,
Habe vier Kinder lieb;
Waren so hungrig noch,
Gute Frau, laß mir's doch.

Da lachte die Frau in ihrem Sinn
Und sagte: „Nun, Mäuschen, so lauf nur hin!
Ich wollte ja meinem Kinde soeben
Auch etwas für den Hunger geben."
Das Mäuschen lief fort, o wie geschwind!
Die Frau ging fröhlich zu ihrem Kind.

Wilhelm Hey.

123. Mut einer Katze.

Eine Katze spielte einmal mit ihren Jungen in der Frühlingssonne vor einer Stallthüre. Ein grofser Habicht schofs aus der Luft herab und ergriff eines der Kätzchen. Die Mutter sprang wütend auf ihn los und wehrte sich für ihr Junges. Der Habicht liefs es fahren, wendete sich aber gegen die grofse Katze. Der Kampf von beiden Seiten war sehr heftig. Der Habicht behielt durch seinen mächtigen Flügelschlag, durch seinen spitzen Schnabel und seine scharfen Klauen einige Zeit die Oberhand, zerfleischte jämmerlich die alte Katzenmutter und hackte ihr ein Auge aus. Sie verlor aber den Mut nicht, hielt ihren Gegner mit den Krallen fest und durchbifs ihm den rechten Flügel. Nun hatte sie mehr Gewalt über ihn; aber der Habicht war noch immer sehr stark, und der Streit dauerte fort. Die Katze war beinahe erschöpft; durch eine schnelle Wendung raffte sie sich aber nochmals auf und brachte den Habicht unter sich. Siegreich bifs sie dem grimmigen Wüterich den Kopf ab; dann lief sie, ohne den Verlust ihres Auges und ihre Wunden

zu beachten, zu ihrem übel zugerichteten Kätzchen, leckte ihm die von Blut triefenden Wunden ab, welche die Krallen des Habichts in die Seiten des zarten Tierchens gehauen hatten, und schnurrte, es liebkosend, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Aus Sterns Lesebuch.

124. Die Soldaten.

1. Da kommen die Soldaten
In gleichem Schritt und Tritt,
Darf keiner stehen bleiben,
Sie müssen alle mit.
2. Der Tambour schlägt die Trommel,
Der Hauptmann geht voran,
Und dort der Fahnenträger
Schwingt hoch die stolze Fahn'.
3. Die Flinte auf der Schulter,
Den Säbel an der Seit'
Marschieren die Soldaten
Hinaus zum blut'gen Streit.
4. Wenn ich erst groß geworden,
So groß als wie ein Mann,
Daß ich die Flinte tragen
Und recht marschieren kann, —
5. Dann sollt ihr einmal sehen,
Dann geh' ich wacker mit,
Marschier' mit den Soldaten
In gleichem Schritt und Tritt.

G. Chr. Dieffenbach.

125. Der Star.

Der alte Jäger Moritz hatte in seiner Stube einen abgerichteten Star, der einige Worte sprechen konnte. Wenn z. B. der Jäger rief: „Stärlein, wo bist du?“ — so schrie der Star allemal: „Da bin ich!“

Des Nachbars kleiner Karl hatte an dem Vogel eine ganz besondere Freude und machte demselben öfters einen Besuch. Als Karl wieder einmal hinkam, war der Jäger eben nicht in der Stube. Karl fing geschwind den Vogel, steckte ihn in die Tasche und wollte damit fortschleichen.

Allein in eben dem Augenblick kam der Jäger zur Thüre herein. Er dachte, dem Knaben eine Freude zu machen, und rief wie gewöhnlich: „Stärlein, wo bist du?“ — und der Vogel in der Tasche des Knaben schrie, so laut er konnte: „Da bin ich!“

Ein Diebstahl sei, so schlau er mag,
Er kommt oft seltsam an den Tag.

Christoph von Schmid.

126. Der Pudel.

Herr Pudel hat sich satt gespeist
Und will ein wenig schlafen,
Da werden gleich die Spatzen dreist
Und machen sich was zu schaffen;
Sie fliegen hin zum Speisetrog
Und stehlen manches Bißlein noch
Und gucken frech ihm ins Gesicht
Und denken: Ei, du fauler Wicht,
Wer Diebe will bestrafen,
Darf nicht so träge schlafen!

Robert Reinick.

127. Nur nicht verzagt!

1. Da ist nun der Mai!
Da grünen die Felder,
Die Gärten, die Wälder,
Da rauschen die Quellen,
Da singen und springen
Die Vögel herbei,
Da laufen die Kinder,
Die Mädchen, die Buben
Aus Kammern und Stuben
Hinaus, hinaus aus dem engen Haus!

2. Ein einzig Tierlein dort,
Wie sehr es auch sich strecke,
Kann nicht vom Hause fort,
Es ist die arme Schnecke.
Ob sie deshalb sich schämt?
Wohl gar darum sich grämt?
O nein, sie denkt mit Lachen:
Es wird sich doch noch machen!

3. Sie denkt sich's so und so,
Und endlich ruft sie froh:
„Ja ja, so wird sich's schicken:
Ich nehm' mein Haus auf den Rücken!"
Und richtig, es geht,
Und die Schnecke, seht,
Kann nun mit allen andern
Vergnügt in den Frühling wandern!

Robert Reinick.

128. Der Wolf und die sieben jungen Geifslein.

Es war einmal eine alte Geifs, die hatte sieben junge Geifslein und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei und sprach: „Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf; wenn er hereinkommt, so frifst er euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füfsen werdet ihr ihn gleich erkennen." Die Geifslein sagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorgen fortgehen." Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Hausthür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht." Aber die Geifserchen hörten an der rauhen Stimme, dafs es der Wolf war; „wir machen nicht auf," riefen sie, „du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine und liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rauh; du bist der Wolf." Da ging der Wolf fort zu einem Krämer und kaufte sich ein grofses Stück Kreide: die afs er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Hausthür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht." Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen: „Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fufs wie du: du bist der Wolf." Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach: „Ich habe mich an den Fufs gestofsen, streich mir Teig darüber!" Und als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er

zum Müller und sprach: „Streu mir weifses Mehl auf meine Pfote.“ Der Müller dachte: der Wolf will einen betrügen, und weigerte sich, aber der Wolf sprach: „Wenn du es nicht thust, so fresse ich dich.“ Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weifs. Ja, so sind die Menschen.

Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Hausthüre, klopfte an und sprach: „Macht mir auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heimgekommen und hat jedem von euch etwas aus dem Walde mitgebracht.“ Die Geifserchen riefen: „Zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, dafs du unser liebes Mütterchen bist.“ Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, dafs sie weifs war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Thüre auf. Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschraken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht langes Federlesen: eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten, das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gestillet hatte, trollte er sich fort, legte sich draufsen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an zu schlafen.

Nicht lange danach kam die alte Geifs aus dem Walde wieder heim. Ach, was mufste sie da erblicken: Die Hausthüre stand sperrweit auf: Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgends waren sie zu finden. Sie rief sie nach einander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich als sie an das jüngste kam, da rief eine feine Stimme: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten.“ Sie holte es heraus, und es erzählte ihr, dafs der Wolf gekommen wäre und die andern alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat.

Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geifslein lief mit. Als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, dafs die Äste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten und sah, dafs in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte. „Ach Gott,“

dachte sie, „sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinuntergewürgt hat, noch am Leben sein?“ Da mufste das Geifslein nach Haus laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt gethan, so streckte schon ein Geifslein den Kopf heraus, und als sie weiter schnitt, so sprangen nach einander alle sechse heraus, und waren noch alle am Leben und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinuntergeschluckt. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter und hüpften wie ein Schneider, der Hochzeit hält. Die Alte aber sagte: „Jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Tier den Bauch füllen, solange es noch im Schlafe liegt.“ Da schleppten die sieben Geifserchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, so viel sie hineinbringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, dafs er nichts merkte und sich nicht einmal regte.

Als der Wolf endlich ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen so grofsen Durst erregten, so wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfing zu gehen und sich hin und her zu bewegen, so stiefsen die Steine in seinem Bauch aneinander und rappelten. Da rief er:

„Was rumpelt und pumpelt
In meinem Bauch herum?
Ich meinte, es wären sechs Geifslein,
So sind's lauter Wackerstein'.“

Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mufste jämmerlich ersaufen. Als die sieben Geifslein das sahen, da kamen sie herbeigelaufen, riefen laut: „Der Wolf ist tot! Der Wolf ist tot!“ und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum. Brüder Grimm.

129. Zum Geburtstage der Mutter.

1. Von des Lebens erstem Morgen
Hast du, Mutter, mich gepflegt
Und mit mütterlichen Sorgen
Mich ernähret und gehegt.

2. O, mit welcher Muttertreue
Nahmst du mich an deine Brust,
Sorgtest täglich wohl aufs neue
Für des Kindes Freud' und Lust!

3. Saſsest sorgend an der Wiege,
Daſs mich ja kein Unglück traf,
Daſs nicht Mücke und nicht Fliege
Störe meinen süſsen Schlaf.

4. Wenn vor Schmerz dein Kindlein weinte,
Hast du wohl die ganze Nacht
An dem kleinen Wiegenbettchen
Schwer besorgt bei mir gewacht.

5. Habe Dank für deine Liebe!
Gute Mutter, habe Dank!
Und ich will mit treuem Herzen
Lieben dich mein lebenlang.

Karl Enslin.

130. Der Ochſe und der Hund.

Ein Hund lag auf einem Haufen Heu. Da kam ein Ochſe daher und wollte von dem Heu freſſen. Der Hund aber bellte ihn wütend an, biß nach ihm und ließ ihn nichts von dem Heu nehmen. „Du biſt ein neidiſcher Geſelle," ſagte der Ochſe. „Du gönnſt einem andern nicht ein bißchen von dem, was du doch ſelbſt nicht genießen kannſt."

Äſop.

131. Dreiunddreißig Rätſel.

1. Wer von euch iſt ſo klug und fleißig?
Dreiunddreißig Rätſel weiß ich.
Spitzt das Ohr und ſpitzt die Feder,
Und nun ſchreib' ſich auf ein jeder:

2. Welche Uhr hat keine Räder,
Welcher Schuh iſt nicht von Leder,
Welcher Stock hat keine Zwinge,
Welche Schere keine Klinge?

3. Welches Faß hat keinen Reif,
Welches Pferd hat keinen Schweif,
Welches Häuschen hat kein Dach,
Welche Mühle keinen Bach?

4. Welcher Hahn hat keinen Kamm,
Welcher Fluß hat keinen Damm,
Welcher Bock hat keine Haut,
Welches Glöckchen keinen Laut?

5. Welcher Kamm ist nicht von Bein,
Welche Wand ist nicht von Stein,
Welche Kuh hat gar kein Horn,
Welche Rose keinen Dorn?

6. Welcher Busch hat keinen Zweig,
Welcher König hat kein Reich,
Welcher Mann hat kein Gehör,
Welcher Schütze kein Gewehr?

7. Welcher Schlüssel sperrt kein Schloß,
Welchen Karren zieht kein Roß,
Welches Futter frißt kein Gaul,
Welche Katze hat kein Maul?

8. Welcher Bauer flügt kein Feld,
Welcher Spieler verliert kein Geld,
Welcher Knecht hat keinen Lohn,
Welcher Baum hat keine Kron'?

9. Welcher Fuß hat keine Zeh',
Welcher Streich thut keinem weh,
Welcher Wurf und Stoß und Schlag?
Rat' nun, wer da kann und mag!

Friedrich Güll.

132. Der Fuchs und das Pferd.

Es hatte ein Bauer ein treues Pferd, das war alt geworden und konnte keine Dienste mehr thun, da wollte ihm sein Herr nichts mehr zu fressen geben und sprach: „Brauchen kann ich dich freilich nicht mehr, indes mein' ich es gut mit dir; zeigst du dich noch so stark, daß du mir einen Löwen hierher bringst, so will ich dich behalten, jetzt aber mach dich fort aus meinem Stall," und jagte es damit ins weite Feld. Das Pferd war traurig und ging nach dem Wald zu, dort ein wenig Schutz vor dem Wetter zu suchen. Da begegnete ihm der Fuchs und sprach: „Was hängst du so den Kopf und gehst so einsam herum?" „Ach," antwortete das Pferd, „Geiz und Treue wohnen nicht beisammen in einem Haus: mein Herr hat vergessen, was ich ihm für Dienste in so vielen Jahren geleistet habe, und weil ich nicht recht

mehr ackern kann, will er mir kein Futter mehr geben und hat mich fortgejagt.“ „Ohne allen Trost?“ fragte der Fuchs. „Der Trost war schlecht; er hat gesagt, wenn ich noch so stark wäre, daß ich ihm einen Löwen brächte, wollt' er mich behalten; aber er weiß wohl, daß ich das nicht vermag.“ Der Fuchs sprach: „Da will ich dir helfen; leg dich nur hin, strecke dich aus und rege dich nicht, als wärst du tot.“ Das Pferd that, was der Fuchs verlangte; der Fuchs aber ging zum Löwen, der seine Höhle nicht weit davon hatte und sprach: „Da draußen liegt ein totes Pferd, komm doch mit hinaus, da kannst du eine fette Mahlzeit halten.“ Der Löwe ging mit, und wie sie bei dem Pferd standen, sprach der Fuchs: „Hier hast du's doch nicht nach deiner Gemächlichkeit; weißt du was, ich will's mit dem Schweif an dich binden, so kannst du's in deine Höhle ziehen und in aller Ruhe verzehren.“ Dem Löwen gefiel der Rat; er stellte sich hin, und damit ihm der Fuchs das Pferd festknüpfen könnte, hielt er ganz still. Der Fuchs aber band mit des Pferdes Schweif dem Löwen die Beine zusammen und drehte und schnürte alles so wohl und stark, daß es mit keiner Kraft zu zerreißen war. Als er nun sein Werk vollendet hatte, klopfte er dem Pferd auf die Schulter und sprach: „Zieh, Schimmel, zieh!“ Da sprang das Pferd mit einmal auf und zog den Löwen mit sich fort. Der Löwe fing an zu brüllen, daß die Vögel in dem ganzen Wald vor Schrecken aufflogen; aber das Pferd ließ ihn brüllen, zog und schleppte ihn über das Feld vor seines Herrn Thür. Wie der Herr das sah, besann er sich eines Bessern und sprach zu dem Pferd: „Du sollst bei mir bleiben und es gut haben,“ und gab ihm satt zu fressen, bis es starb.

Brüder Grimm.

133. Engelwacht.

Wenn die Kinder schlafen ein,
Wachen auf die Sterne,
Und es steigen Engelein
Nieder aus der Ferne,
Halten wohl die ganze Nacht
Bei den frommen Kindern Wacht.

Friedrich Güll.

134. Der Schnee.

1. Was ist das für ein Flimmern
Vom Himmel oben her?
Was schickt ihr denn herunter,
Ihr Wolken, trüb' und schwer?

2. Das fällt wie kleine Sternchen
Zuerst so sanft und leis,
Doch dann in dicken Flocken
Und macht die Erde weifs.

3. Das wirbelt aus den Lüften
Herab auf Baum und Strauch;
Das tanzt, wenn ich so gucke,
Auf meine Nase auch.

4. Ihr Wolken hängt wie Säcke, —
Ach, da wird Wollmarkt sein
In eurem grofsen Himmel,
Ihr lieben Engelein!

5. Da schüttelt ihr herunter
Die Wolle, fein und kraus,
Dafs sie bedeckt die Felder,
Den Garten, Hof und Haus.

6. Sie deckt die schwarze Erde
Als wie ein weifser Schmelz;
Die Saaten, sie bekommen
Dann einen warmen Pelz,

7. Die Bäume eine Jacke,
Die Kräuter einen Hut,
Die Zweiglein eine Mütze, —
Wie wohl das ihnen thut!

8. Da können sie nicht frieren,
Ist auch der Winter kalt,
Weil ja ein wollnes Kleidchen
Um ihre Glieder wallt.

9. Drum schüttelt nur herunter,
Ihr lieben Engelein!
Der Schnee, die Himmelswolle,
Soll uns willkommen sein!

Wilhelm Köhler.

135. Der Winter.

Wenn unsere Laubbäume alle ihre Blätter verloren haben, wenn Blumen und Kräuter verschwunden sind, an unseren Fenstern dagegen in den langen Nächten Eisblumen wachsen, dann ist der Winter da!

Hu, wie pfeift der Nordwind über das Feld! Ohren und Nase spüren besonders seine Schärfe, und das Auge wird von der weißen Fläche geblendet. Denn, so weit man nur sehen kann — nichts als Schnee! Alles Pflanzenleben ist darunter begraben, und nur die kahlen Obstbäume ragen mit weißen Häuptern aus ihm heraus. Wie schlimm mag diese Zeit für die Tiere des Feldes sein; Raben und Rebhühner leiden Not, und die Hasen suchen mit den Rinden junger Bäume ihren Hunger zu stillen.

Nicht minder öde ist es jetzt im Walde. Verstummt ist der Gesang der Vögel; ihre Nester sind dem Auge gut sichtbar, denn außer Fichten und Tannen haben alle übrigen Bäume ihre Blätter verloren. Das lustige Eichhörnchen springt, um sich warm zu machen; es sättigt sich mit dem Samen der Fichten und mit Baumknospen und flüchtet sich hinter den breiten Stamm, wenn ein kalter Wind durch die Zweige fährt. Hirsch und Reh genießen grüne Brombeerblätter und zarte Zweige; wenn aber der Schnee obenher gefriert, dann brechen die scharfen Hufe ein, und die Füße werden von der Eiskruste geschunden. Arme Leute schleichen durch den Wald, um sich herabgefallenes Reisig zu suchen, denn doppelt bitter ist die Not, wenn man in kalter Stube sitzen muß.

Große Eisschollen treiben auf dem Flusse dahin. Hält die Kälte noch an, dann werden sie bald sich stellen. Der Fluß ist dann von einer festen Decke überbrückt, über die selbst schwere Wagen fahren können. Muntere Schlittschuhläufer tummeln sich auf glatten Stellen des Eises. Man sieht an ihren roten Wangen, wie gesund die Bewegung in frischer Luft ist.

Auch in den Straßen der Stadt ist reges Leben. Schlitten, mit Pferden bespannt, fahren auf und ab; die Peitsche knallt, und klingende Schellen mahnen die Fußgänger, zur rechten Zeit aus dem Wege zu gehen. Dort ziehen frische Buben ihre Schwester auf einem Handschlitten, und an einem anderen Platze ist ein Schneeballenkrieg entstanden. Wie da jeder vergnügt ist, der seinem Nachbar eines abgeben konnte!

Das Hauptfest des Winters ist aber Weihnachten. Da glänzen die Lichter an dem Christbaum, und die Kinder freuen sich in warmer Stube der Gaben, die das Christkind ihnen gebracht hat.

Friedrich Noll.

136. Schneemann.

1. Seht den Mann, o große Not!
Wie er mit dem Stocke droht

Gestern schon und heute noch!
Aber niemals schlägt er doch.
Schneemann, bist ein armer Wicht,
Hast den Stock und wehrst dich nicht.

2. Freilich ist's ein gar armer Mann,
Der nicht schlagen, noch laufen kann;
Schleierweiß ist sein Gesicht.
Liebe Sonne, scheine nur nicht,
Sonst wird er gar wie Butter weich
Und zerfließt zu Wasser gleich. Wilhelm Hey.

137. Der Hahn, der Hund und der Fuchs.

Ein Hund und ein Hahn, welche Freundschaft mit einander geschlossen hatten, wanderten zusammen in die Fremde. Eines Abends konnten sie keine Herberge erreichen und mußten im Walde übernachten. Der Hund sah eine hohle Eiche, worin für ihn eine vortreffliche Schlafkammer war. „Hier wollen wir bleiben," sagte er zu seinem Gefährten. „Ich bin es zufrieden," sagte der Hahn; „aber ich schlafe gern in der Höhe." Damit flog er auf einen Ast, wünschte dem andern gute Nacht und setzte sich zum Schlafen.

Als es Morgen werden wollte, fing der Hahn an zu krähen, denn er dachte: es ist bald Zeit zum Weiterreisen. Sein Kikeriki hörte der Fuchs, dessen Höhle nicht weit entfernt war, und schnell war er da, um den Hahn zu fangen. Ihr wißt ja, daß der Fuchs ein Hühnerdieb ist. Als er den Hahn auf dem Baume sitzen sah, dachte er: den muß man durch gute Worte herunterlocken; so hoch kann ich nicht klettern. Er ging hinzu und sprach: „Guten Morgen, lieber Vetter! Wie kommst du hierher? Ich habe dich gar zu lange nicht gesehen. Aber du hast dir da eine gar unbequeme Wohnung gewählt und auch wohl noch nichts gefrühstückt. Wenn es dir gefällig ist, mit in mein Haus zu kommen, so werde ich dir mit dem Besten aufwarten, was ich habe."

Der Hahn aber kannte den alten Schelm und hütete sich wohl, hinunterzufliegen. „Ei," sagte er, „wenn du ein Vetter von mir bist, so werde ich recht gern mit dir frühstücken. Aber ich habe noch einen Reisegefährten, der schläft unten in der Kammer. Sei so gefällig, ihn zu wecken, so können wir gleich zusammen mitgehen." Der Fuchs, welcher meinte, er könne noch einen zweiten Hahn erwischen, lief schnell nach der Höhle, wo der Hund lag. Dieser war aber wach und hatte

alles angehört, was der Fuchs gesprochen hatte, um den Hahn zu betrügen. Er freute sich sehr, den alten Betrüger jetzt strafen zu können. Ehe der Fuchs sich dessen versah, sprang der Hund hervor, packte ihn an der Kehle und biß ihn tot. Äsop.

138. Schulreime.

Ein wackres Kind vom Schlaf erwacht,
Sobald das Feuer im Ofen kracht;
Fährt aus dem Bett und wascht sich frisch
Und stellt sich munter an den Tisch:
Spricht sein Gebet, schlägt auf das Buch
Und lernt noch einmal seinen Spruch.
Das macht schon einen heitern Mut,
Es schmeckt das Frühstück noch so gut.
Nun ist es für die Schul' bereit
Und geht hernach zur rechten Zeit.
Steht auf der Straß' nicht da und dort,
Trollt lustig seiner Wege fort.
Und sitzt dann in der Schule drin
Mit stillem Fleiß und stillem Sinn,
Und lernt gar leicht und merkt gar viel,
Es ist ihm alles nur ein Spiel.

Friedrich Güll.

139. Sankt Nikolaus.

Sankt Nikolaus war ein Bischof, aber er predigte nicht blofs und verrichtete nicht blofs die Geschäfte am Altare, sondern er half allen, welche der Hilfe bedurften.

Einst ging er am Ufer des Meeres und sah da eine arme Frau, welche mit ihren drei Kindern Muscheln auflas, um damit ihren Hunger zu stillen. Die Kinder aber waren zu weit gegangen und versanken plötzlich in ein tiefes Loch. Ihr Jammergeschrei und das der Mutter erfüllte die Luft, aber aufser dem Bischofe war niemand in der Nähe, und dieser konnte nicht schwimmen. Allein der fromme Mann wollte helfen, und wenn es sein eigenes Leben kostete. In Gottes Namen stürzte er sich in das Wasser und war so glücklich, ein Kind nach dem andern herauszuziehen. Gott hatte ihn gestärkt, dafs er auch ohne vorherige Übung schwimmen konnte.

Ein andermal fuhr Sankt Nikolaus auf einem Schiff. Es entstand ein heftiger Sturm, und die Wellen schlugen bis in das Fahrzeug. Da verzagten die Schiffer, und weil sie sich doch für verloren hielten, so wollten sie nicht mehr arbeiten. Aber der heilige Nikolaus faſste ein Ruder und befahl auch den übrigen, wieder zu rudern. „Wenn wir das Unsrige thun," sprach er, „so wird Gott helfen. Laſst uns beten und arbeiten." Und die Schiffer thaten, wie er befohlen hatte, und das Schiff mit allen, die darin waren, wurde gerettet. Seitdem rufen die Schiffer, wenn sie in Not kommen, den heiligen Nikolaus um Beistand an.

Einst war Hungersnot in der Stadt und der ganzen Umgegend. Es war kein Brot mehr zu bekommen, und wenn man eine Handvoll Geld dafür gegeben hätte. Da wollte das Volk verzweifeln, und sie sprachen zu dem Bischof: „Siehst du, daſs Gottes Hilfe ausbleibt!" Sankt Nikolaus aber nahm ein Schiffchen und fuhr so lange, bis er in ein Land kam, wo es mehr geregnet hatte, und wo Getreide im Überfluſs gewachsen war. Dort sah er einen Bäcker an seinem Laden stehen. „Lieber Mann," sprach der Bischof, „habt Ihr wohl so viel Getreide, um ein Schiff damit beladen zu können?" „O, ja!" antwortete der Bäcker, „wohl noch mehr." „O, dann erbarmt Euch um Christi willen und bringt ein Schiff voll Getreide in meine Stadt, wir sterben sonst Hungers." Der Bäcker lieſs sich rühren und versprach, so schnell als möglich das Schiff zu beladen. „Aber was Ihr von Backwerk im Laden habt, das gebt mir, damit ich nach Hause eile und es den hungrigen Kindern bringe; die Erwachsenen können warten, bis das groſse Schiff kommt." Der Bäcker gab ihm zwei Körbe voll Wecke, Brezeln, Brötchen, und was er nur hatte; und Sankt Nikolaus ruderte nun aufs schnellste nach Hause. Da kann man sich die Freude vorstellen, mit welcher ihm die Kinder auf den Straſsen entgegenliefen und seine Gaben empfingen. Seitdem ist es gewöhnlich, daſs man am Sankt Nikolaustage den artigen Kindern etwas schenkt. Die unartigen aber erhalten eine Rute.

Wilhelm Curtman.

140. Der Nürnberger Spielwarenhändler.

Liebe Kindlein,
Kauft ein!
Hier ein Hündlein,
Hier ein Schwein;
Trommel und Schlägel,
Ein Reitpferd, ein Wägel,
Kugel und Kegel,
Kistchen und Pfeifer,
Kutschen und Läufer,
Husar und Schweizer —
Nur um ein paar Kreuzer
Ist alles dein.
Kindlein, kauf ein!

Johann Wolfgang von Goethe.

141. Der Esel in der Löwenhaut.

Ein Esel hatte eine Löwenhaut gefunden und sich in diese gehüllt. Jetzt hielt er sich für einen Löwen. Die andern Tiere, welche ihm begegneten, meinten, er wäre wirklich ein Löwe, erschraken und flohen vor ihm. Darüber ward der Esel sehr stolz. Nun geschah es, dafs sein Herr, der ihn suchte, des Weges kam. Anfangs erschrak auch dieser; aber er sah plötzlich die langen Ohren, welche von der Löwenhaut nicht bedeckt wurden, und ging auf den Esel zu. Da wollte dieser ihm durch seine Stimme Furcht einjagen und begann laut zu schreien. Aber es war nicht das Brüllen des Löwen, sondern Eselsgeschrei. Da ergriff der Herr seinen Stock, trieb mit Schlägen dem Esel seinen Hochmut aus und jagte ihn wieder in seinen Stall.

Äsop.

142. Der erste Schnee.

1. Ei, ei, wer hätte das gedacht,
Daß in der einz'gen kurzen Nacht
Sich unsre liebe Erde
So ganz und gar verändern werde!

2. Noch gestern sah sie kohlschwarz aus,
Und heut' schon putzt sie sich heraus;
Sie hat ein schneeweiß Kleidchen an,
Und tausend Sternlein funkeln dran.

3. O sagt: „Wer hat dies Kleid gemacht?
Wer hat die Erde so bedacht?"
Das hat der liebe Gott gethan,
Der zog das Winterkleid ihr an!

4. Das hält sie warm, und ganz getrost
Erwartet sie des Winters Frost;
Der kann nun noch so grimmig sein,
Er bringt ihr nicht ins Herz hinein.

5. Und unterm Schnee, da liegt so warm,
Wie's Kindlein in der Mutter Arm,
Das Saatkorn dort und wartet still,
Ob's wieder Frühling werden will.

143. Sankt Niklas.

Vater.

Es wird aus den Zeitungen vernommen,
Daß der heilige Sankt Niklas werde kommen
Aus Moskau, wo er gehalten wert
Und als ein Heil'ger wird geehrt;
Er ist bereits schon auf der Fahrt,
Zu besuchen die Schuljugend zart,
Zu sehn, was die kleinen Mägdlein und Knaben
In diesem Jahre gelernet haben
In Beten, Schreiben, Singen und Lesen,
Auch ob sie sind hübsch fromm gewesen.
Er hat auch in seinem Sack verschlossen
Schöne Puppen, aus Zucker gegossen;
Den Kindern, welche hübsch fromm wären,
Will er solche schöne Sachen verehren.

Kind.

Ich bitte dich, Sankt Niklas, sehr,
In meinem Hause auch einkehr,
Bring Bücher, Kleider und auch Schuh'
Und noch viel schöne, gute Sachen dazu,
So will ich lernen wohl
Und fromm sein, wie ich soll. — Amen.

Sankt Niklas.

Gott grüß' euch, liebe Kinderlein,
Ihr sollt Vater und Mutter gehorsam sein,

So soll euch was Schönes beschéret sein;
Wenn ihr aber dasselbige nicht thut,
So bring' ich euch den Stecken und die Rut'.
Amen.

Des Knaben Wunderhorn.

144. Die Hasen.

In einer Vertiefung am Abhange des Waldrandes werden eines Tages fünf blinde Häslein geboren. Kaum sind sie auf der Welt, so droht ihnen schon Gefahr und zwar von ihrem eigenen Vater. Hätten sie die liebe Mutter nicht, die sorgsam auf sie achtgäbe, so fräße der sie wohl auf oder nagte ihnen Beine oder Ohren ab.

Sie werden nun größer. Wie gerne möchten sie jetzt aus dem engen Loche in den hellen Sonnenschein; aber nur abends dürfen sie auf der Wiese im hohen Grase spielen und die schmackhaften Kräuter suchen.

So spielten sie auch eines Abends; die Mutter war noch immer bei ihnen. Da stößt diese plötzlich einen Angstschrei aus. Alle suchen so schnell als möglich ihren Schlupfwinkel zu erreichen: aber ein jammervoller Ton kommt vom jüngsten Brüderchen. Eine grausame Nachteule hat es erfaßt und zerfleischt. Der Schreck macht die andern außerordentlich vorsichtig.

Bei dem guten Futter werden sie stark und groß, und ein jedes sucht sich jetzt eine eigene Wohnung, da sie in der alten nicht mehr Platz zusammen haben. Eines Morgens aber beim Erwachen blicken sie erstaunt um sich; so etwas haben sie noch nicht gesehen. Das ganze Feld umher ist weiß zugedeckt. Der Winter ist da. Anfänglich haben die Häslein ihren Spaß dabei; aber bald kommt der bittere Ernst. Alle Gräschen und Blätter sind im Schnee begraben; wovon sollen sie nun leben? Da ist oft die rauhe Rinde von jungen Bäumen die einzige, kärgliche Nahrung.

Dabei ist der arme Hase allen möglichen Verfolgungen ausgesetzt. Seine Feinde sind zahllos. Raubtiere und Raubvögel stellen ihm nach. Menschen, Hunde, Wölfe, Luchse, Katzen, Marder, Wiesel, Füchse, Adler, Uhu, Raben, Krähen, jeder Habicht, den wir sehen, Elstern auch nicht zu vergessen, alles, alles will ihn — fressen. Grausam ist oft das Schicksal der Hasen. Da hat sich einer kaum wenige Schritte vom Lager entfernt, da springt ihm ein Feind auf den Rücken und faßt ihn im Genick. Ein Wiesel ist es, weiß wie der Schnee. Der arme Hase macht weite Sätze ins Feld; aber er kann den bösen

Feind nicht abschütteln. Endlich bricht er ermüdet zusammen, um nicht wieder aufzustehen.

Der allerschlimmste Feind des Hasen aber ist der Mensch. Der stellt ihm Fallen und Schlingen; der jagt ihn allein, mit dem Hunde oder in Gesellschaft anderer Jäger. Friedrich Noll.

145. Die Hasenjagd.

Begleite mich auf das Feld; dort ist heute grofse Jagd. Siehst du, dort hat sich eine Anzahl Jäger im Halbkreise aufgestellt, jeder in einer gewissen Entfernung vom andern, jeder zum Schusse bereit. Aufmerksam blicken sie in die Ferne. Ein fürchterliches Getöse kommt immer näher und näher. Endlich sieht man eine Schar Bauern herankommen, schreiend, singend, rasselnd. Vor ihnen her aber springen kreuz und quer, hinüber, herüber, kopfunter, kopfüber die armen, unglücklichen Hasen. Nach allen Seiten versuchen sie zu entwischen; aber höchst selten gelingt dies einem. Denn wohin sie sich auch wenden mögen, überall schreckt sie der Höllenlärm zurück. Wie verzweifelt rennen sie in dem Kreise herum. Aber nichts bleibt ihnen übrig, als sich endlich den Jägern entgegenzustürzen. Hier wird es nun laut und lebendig; überall blitzt es; überall kracht es. Einige wenige Schrotkörner machen dem zarten Leben der armen Tiere ein Ende.

Was hat der arme Hase nur verschuldet, dafs man ihn so verfolgt? Ach, nichts; aber sein Fleisch schmeckt so gut, und die grausamen Menschen finden Wohlgefallen an seiner Flucht und seinem Tode. So scheint es uns. Aber der Hase thut doch auch Schaden. Er hat einen guten Appetit, und es ist erstaunlich, welche Menge Grases zu seiner Ernährung nötig ist. Er speist auf den Äckern gerade die besten, zartesten Futtergewächse, Klee und Runkelrüben, Kohl, alle Gemüsearten, besonders die jungen Pflänzchen. Oft weidet er in den Getreidefeldern, beifst die Halme ab oder tritt sie nieder. Zuweilen benagt er auch die jungen Obstbäume. Darum darf man auch die Hasen nicht zu zahlreich werden lassen. Friedrich Noll.

146. Rabe.

1. Was ist das für ein Bettelmann?
   Er hat ein kohlschwarz Röcklein an

Und läuft in dieser Winterzeit
Vor alle Thüren weit und breit,
Ruft mit betrübtem Ton: „Rab, rab!
Gebt mir doch auch einen Knochen ab.“

2. Da kam der liebe Frühling an,
Gar wohl gefiel's dem Bettelmann;
Er breitete seine Flügel aus
Und flog dahin weit übers Haus;
Hoch aus der Luft so frisch und munter
„Hab Dank, hab Dank!“ rief er herunter.

Wilhelm Hey.

147. Der grofse Hund.

Unten in der Wirtsstube safs der Bärenführer und verzehrte sein Abendbrot; der Bär stand draufsen hinter dem Holzstofse angebunden, der arme Petz, der keiner Seele etwas zuleide that, wenn er auch grimmig genug aussah. Oben in der Stube spielten beim Mondscheine drei kleine Kinder; das älteste war wohl sechs Jahre, das jüngste nicht mehr als zwei alt. — „Klatsch, klatsch!“ kam es die Treppe hinauf. Wer mochte das sein? Die Thür sprang auf, es war der Bär! Er hatte sich gelangweilt, da unten im Hofe zu stehen, und nun den Weg zur Treppe hinauf gefunden. Die Kinder erschraken sehr über das grofse, zottige Tier; sie krochen jedes in einen Winkel; aber er fand sie alle drei, berührte sie mit der Schnauze, that ihnen aber nichts. —

„Das ist sicher ein grofser Hund,“ dachten sie, kamen hervor und streichelten ihn. Er legte sich auf den Fufsboden. Der kleinste Knabe kletterte auf seinen Rücken und spielte in dem dicken, schwarzen Pelze. Nun nahm der älteste Knabe seine Trommel und schlug sie. Der Bär erhob sich auf seine beiden Hinterfüfse und begann zu tanzen; das war allerliebst! Jeder Knabe nahm sein Gewehr, der Bär mufste auch eins haben, und er hielt es ordentlich fest; das war ein prächtiger Kamerad, den sie da bekommen hatten, und nun ging's: „Eins, zwei, eins, zwei!“ — Da öffnete jemand die Thüre, es war die Mutter der Kinder. Sprachlos vor Schrecken blieb sie stehen. Aber der kleinste der Knaben nickte so vergnügt und rief laut: „Wir spielen nur Soldaten!“ — Da kam der Bärenführer und

holte den Bären zum grofsen Trost der Mutter. Die Kinder aber bedauerten, dafs sie ihren neuen Spielgefährten wieder verlieren sollten.

Hans Christian Andersen.

148. Weihnachtslied.

1. Morgen kommt der Weihnachtsmann,
Kommt mit seinen Gaben.
Trommel, Pfeifen und Gewehr,
Fahn' und Säbel und noch mehr,
Ja ein ganzes Kriegesheer
Möcht' ich gerne haben!

2. Bring uns, lieber Weihnachtsmann,
Bring auch morgen, bringe
Musketier und Grenadier,
Zottelbär und Panthertier,
Roß und Esel,
Schaf und Stier,
Lauter schöne Dinge!

3. Doch du weißt ja unsern Wunsch,
Kennst ja unsre Herzen.
Kinder, Vater und Mama,
Auch sogar der Großpapa,
Alle, alle sind wir da,
Warten dein mit Schmerzen.

Hoffmann von Fallersleben.

149. Rätsel.

Ich kenn' ein Bäumchen, fein und zart,
Das trägt euch Früchte eigner Art;
Es funkelt und leuchtet mit hellem Schein
Weit in des Winters Nacht hinein.
Das sehen die Kinder und freuen sich sehr
Und plündern das Bäumchen und pflücken es leer.
Nun sag, mein liebes Kindelein,
Was mag das für ein Bäumchen sein?

Gottlob Dittmar.

150. Der Herr ist König.

Der Landgraf Philipp von Hessen ritt einst über Feld. Er safs stattlich zu Pferd mit Schwert und Panzer, und hinter

ihm ritten seine Begleiter. Da zog ein Gewitter am Himmel auf, und als die Reiter an einen Wald kamen, schlug der Blitz vor dem Landgrafen krachend in eine Eiche und zerschmetterte sie. Das Roſs des Landgrafen sank erschrocken in die Kniee, und der Landgraf fiel zu Boden. Da sprengten die Diener heran: „Ach, Ihr seid doch nicht beschädigt, gnädiger Herr? Ihr habt doch kein Unglück erlitten, gnädigster Herr?“ — Aber der fromme Landgraf stand auf, deutete mit der Hand gen Himmel und sprach: „Was nennt ihr mich Herr? Der da oben donnert, der ist der Herr, und er ging im Wetter gnädig an mir vorüber!“

Thüringer Kinderfreund.

151. Am Schluſse des Jahres.

Zeit vergeht und Jahr um Jahr,
Gottes Huld bleibt immerdar.
Sein getreues Auge wacht
Über mir in jeder Nacht,
Seine Liebe gehet auf
Neu mit jedes Morgens Lauf.
Seine Vaterhand erhält
Sonn' und Mond und alle Welt,
Sieht, bewahrt, erhält auch mich,
Liebet mich auch väterlich.

Wilhelm Hey.

152. Der heilige Martin.

Sankt Martin war der Sohn eines heidnischen Obersten und wurde nach dem Willen seines Vaters frühe Soldat. Allein der heidnische Gottesdienst gefiel ihm nicht, er besuchte vielmehr heimlich die Versammlungen der Christen und ließ sich endlich taufen. Später bekehrte er seine eigene Mutter. Endlich wurde er sogar Bischof. Dies Amt erhielt er wegen seiner besonderen Frömmigkeit. Denn als Soldat nahm er nicht den geringsten Teil an dem weltlichen und rohen Leben seiner Kameraden, er fluchte niemals, schalt sogar seine Untergebenen nicht mit harten Worten; niemals hat er geplündert oder die friedlichen Leute geängstigt; in der Schlacht war er tapfer, außer derselben aber sanft.

Einst ritt er bei scharfer Kälte über Land; da sah er einen armen Greis in zerlumpten Kleidern, der vor Frost zitterte und fast erstarrt war. Sankt Martin wurde so gerührt durch den Anblick des Alten, daß er seinen Kriegsmantel nahm, mit dem Schwerte denselben in der

Mitte auseinander teilte und dem Armen die Hälfte gab. Dafür erschien ihm unser Herr Christus im Traume, mit der Hälfte des Mantels angethan, um ihm zu zeigen, welches Wohlgefallen er an dieser Handlung gehabt habe.

Sankt Martin wurde wegen seiner Tugend von allen Christen hoch geehrt, und als er einst von dem Kaiser zur Tafel geladen war, setzte ihn dieser nicht nur zu seiner Rechten, sondern er ließ auch seinem frommen Gaste den Becher zuerst reichen und trank selber erst, nachdem dieser ihm zugetrunken hatte. Wilhelm Curtman.

153. Will sehen, was ich weifs Vom Büblein auf dem Eis.

1. Gefroren hat es heuer
Noch gar kein festes Eis.
Das Büblein steht am Weiher
Und spricht so zu sich leis:
„Ich will es einmal wagen,
Das Eis, es mufs doch tragen.“ —
Wer weifs?

2. Das Büblein stampft und hacket
Mit seinem Stiefelein.
Das Eis auf einmal knacket,
Und krach! schon bricht's hinein.
Das Büblein platscht und krabbelt
Als wie ein Krebs und zappelt
Mit Schrei'n.

3. „O helft, ich mufs versinken
In lauter Eis und Schnee;
O helft, ich mufs ertrinken
Im tiefen, tiefen See!“
Wär' nicht ein Mann gekommen,
Der sich ein Herz genommen,
O weh!

4. Der packt es bei dem Schopfe
Und zieht es dann heraus.
Vom Fufse bis zum Kopfe
Wie eine Wassermaus

Das Büblein hat getropfet;
Der Vater hat's geklopfet
Zu Haus.

Friedrich Güll.

154. Die Christbescherung.

Was klingelt im Hause so laut? Bst, bst!
Ich glaube, dafs es das Christkind ist.
Das Christkind war's. Seid, Kinder, nur still
Und hört, was ich jetzt euch erzählen will.
Es hat euch gebracht einen Tannenbaum
Voll goldner Äpfel und Püppchen mit Schaum,
Voll Zuckerwerk; doch, Kinderchen, denkt,
Hoch oben eine Rute hängt.
Das Christkind hat an alles gedacht
Und Nützliches und Schönes gebracht.
Da seht ihr Trommeln, Soldaten von Blei,
Auch eine Fahne hängt nebenbei,
Seht Häuser von Pappe mit rotem Dach
Und drin ein zierliches kleines Gemach.
Seht Schuhe und Kleider und Tücher und Hut,
Gewifs, das steht zu dem Feste gut,
Auch Teller und Töpfe von blankem Zinn
Und Pfefferkuchen und Mandeln darin.
Hier Peitschen und Wagen, ein Pferdchen, gar wild,
Dort zum Zusammensetzen ein Bild,
Hier Schreibebücher; ein Püppchen, ganz klein,
Wird dort gewifs in der Wiege sein.
Auch herrliche Bücher sind aufgestellt,
Von tausend Lichtern ist alles erhellt.
Doch nur von den schönen Sachen bekommt,
Wer artig war, verträglich und fromm;
Wer folgsam den guten Eltern war
Und fleifsig gelernt hat in diesem Jahr,
Wer oft an den lieben Gott gedacht,
Dem hat das Christkind viel Schönes gebracht.
Unartige Kinder dürfen nicht 'rein,
Für sie wird wohl nur die Rute sein.
Drum wollt ihr am heiligen Abend euch freun,
So rat' ich euch, Kinder, stets artig zu sein.

Adelbert von Chamisso.

155. Der Vögel Bitte an die Menschen.

1. Bitte, stillet unsre Not,
Bitte, bitte, gebt uns Brot!
Alle Dächer, Hecken, Wälder,
Alle Wege, alle Felder,
Wo ein Futterkörnchen steckt,
Alles ist mit Schnee bedeckt.
Alle Nahrung ist verschüttet,
Und ein hungernd Vöglein bittet:
„Bitte, bitte, gebt uns Brot,
Bitte, stillet unsre Not!

2. Bitte, stillet unsre Not,
Bitte, bitte, gebt uns Brot!
Kehrt der schöne Frühling wieder,
Singen wir auch frohe Lieder,
Hüpfen frisch von Ast zu Ast,
Picken ohne Ruh' und Rast
Raupen, Frucht- und Blütenfresser,
Daſs sich füllen Scheun' und Fässer.
Bitte, bitte, gebt uns Brot,
Bitte, stillet unsre Not!"

Friedrich Ebeling.

156. Die Weihnachtszeit.

1. Die schönste Zeit, die liebste Zeit,
Sagt's allen Leuten weit und breit,
Damit sich jedes freuen mag,
Das ist der liebe Weihnachtstag.

2. Den hat uns Gott der Herr bestellt,
Den herrlichsten in aller Welt,
Daſs jung und alt, daſs groſs und klein
So recht von Herzen froh soll sein.

3. Das beste Kind, das liebste Kind,
So viele rings auf Erden sind,
Kommt her und hört, damit ihr's wiſst,
Das ist der liebe Jesus Christ.

4. Zur Weihnachtszeit, zur Weihnachtszeit,
Da kam er von dem Himmel weit

Zu seinen armen Menschen her;
In einer Krippe schlummert er.

5. Das Christuskind in einem Stall!
Und ist doch von den Kindern all
Kein andres diesem einen gleich
Auf Erden und im Himmelreich.

6. Vom Himmel hoch, vom Himmel hell,
Da gehet auf ein Glanz gar schnell,
Der scheinet in der Mitternacht
Viel heller als der Sonne Pracht.

7. Die Engelein, die Engelein,
Die singen alle froh darein
Den Hirten zu hinab aufs Feld:
„Geboren ist der Herr der Welt!

8. Geboren ist das Christuskind,
Durch das die Menschen selig sind,
Das alle so von Herzen liebt
Und ihnen Himmelsgaben gibt.“

9. Das hören froh, das hören gern
Die Menschen alle nah und fern
Und denken nicht an Weh und Leid
Und freuen sich der schönen Zeit.

10. Und jedes ruft dem andern zu:
„Mein Bruder, Schwester, hörest du,
Was uns vom Himmel diese Nacht
Hat für ein groſses Heil gebracht?“

Wilhelm Hey.

157. Neujahr.

1. Ein neues Jahr hat angefangen,
Der liebe Gott hat's uns geſchenkt;
Viel hundert Jahr' ſind hingegangen,
Seit er an ſeine Menſchen denkt,
Und hört nicht auf, für uns zu ſorgen,
Und wird nicht müde, was er thut,
Und weckt und ſtärkt uns alle Morgen
Und gibt ſo viel und iſt ſo gut.

2. Und sieht auch heut' vom Himmel nieder
Auf mich und jedes kleine Kind;
Und hilft auch dieses Jahr uns wieder,
Solang' wir gut und folgsam sind.
Du, lieber Gott, kannst alles machen,
Willst du mich machen treu und gut,
Willst du mich dieses Jahr bewachen,
Daß nie dein Kind was Böses thut?

Wilhelm Hey.

158. Zum neuen Jahre.

Ein kleines Büblein bin ich,
Drum wünsch' ich kurz, doch innig,
Ein glückliches Neujahr.
Und was euch freut, das weiß ich,
Wenn brav ich bin und fleißig,
Mehr, als ich sonst es war.
Gesundheit, Freude, Frieden
Sei euch von Gott beschieden,
Wie heut', so immerdar.

Friedrich Güll.

159. Rotkäppchen.

1.

Es war einmal eine kleine süfse Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Grofsmutter; die wufste gar nicht, was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rotem Sammet, und weil ihm das so wohl stand, und es nichts anders mehr tragen wollte, hiefs es nur das Rotkäppchen. Eines Tages sprach seine Mutter zu ihm: „Komm, Rotkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, bring das der Grofsmutter hinaus: sie ist krank und schwach und wird sich daran laben. Mach dich auf, bevor es heifs wird, und wenn du hinauskommst, so geh hübsch sittsam und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du und zerbrichst das Glas, und die Grofsmutter hat nichts. Und wenn du in ihre Stube kommst, so vergifs nicht, guten Morgen zu sagen, und guck nicht erst in allen Ecken herum."

2.

„Ich will schon alles gut machen," sagte Rotkäppchen zur Mutter und gab ihr die Hand darauf. Die Grofsmutter aber

wohnte draufsen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wufste nicht, was das für ein böses Tier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rotkäppchen," sprach er. „Schönen Dank, Wolf." „Wo hinaus so früh, Rotkäppchen?" „Zur Grofsmutter." „Was trägst du unter der Schürze?" „Kuchen und Wein; gestern haben wir gebacken, da soll sich die kranke und schwache Grofsmutter etwas zu gut thun und sich damit stärken." „Rotkäppchen, wo wohnt deine Grofsmutter?" „Noch eine gute Viertelstunde weiter im Wald, unter den drei grofsen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nufshecken, das wirst du ja wissen," sagte Rotkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: „Das junge zarte Ding, das ist ein fetter Bissen, der wird noch besser schmecken als die Alte. Du mufst es listig anfangen, damit du beide erschnappst." Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen her, dann sprach er: „Rotkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die ringsumher stehen, warum guckst du dich nicht um? Ich glaube, du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingst, und ist so lustig haufsen in dem Wald."

Rotkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonnenstrahlen durch die Bäume hin und her tanzten, und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: „Wenn ich der Grofsmutter einen frischen Strauf's mitbringe, der wird ihr auch Freude machen; es ist so früh am Tage, dafs ich doch zu rechter Zeit ankomme," — lief vom Wege ab in den Wald hinein und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus stände eine schönere, und lief darnach und geriet immer tiefer in den Wald hinein.

3.

Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Grofsmutter und klopfte an die Thüre. „Wer ist draufsen?" „Rotkäppchen, das bringt Kuchen und Wein, mach auf." „Drück nur auf die Klinke," rief die Grofsmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Der Wolf drückte auf die Klinke, die Thüre sprang auf, und er ging, ohne ein Wort zu sprechen, geradezu zum Bett der Grofsmutter und ver-

schluckte sie. Dann that er ihre Kleider an, setzte ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.

Rotkäppchen aber war nach den Blumen herumgelaufen, und als es so viel zusammen hatte, dafs es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Grofsmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich, dafs die Thüre aufstand, und wie es in die Stube trat, so kam es ihm so seltsam darin vor, dafs es dachte: „Ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heute zu Mut, und bin sonst so gerne bei der Grofsmutter!" Es rief „guten Morgen", bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück: da lag die Grofsmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei, Grofsmutter, was hast du für grofse Ohren!" „Dafs ich dich besser hören kann." „Ei, Grofsmutter, was hast du für grofse Augen!" „Dafs ich dich besser sehen kann." „Ei, Grofsmutter, was hast du für grofse Hände!" „Dafs ich dich besser packen kann." „Aber, Grofsmutter, was hast du für ein entsetzlich grofses Maul!" „Dafs ich dich besser fressen kann." Kaum hatte der Wolf das gesagt, so that er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen.

4.

Wie der Wolf sein Gelüsten gestillt hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein und fing an überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben an dem Haus vorbei und dachte: „Wie die alte Frau schnarcht; du mufst doch sehen, ob ihr etwas fehlt." Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bett kam, so sah er, dafs der Wolf darin lag. „Finde ich dich hier, du alter Sünder," sagte er, „ich habe dich lange gesucht." Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Grofsmutter gefressen haben, und sie wäre noch zu retten, schofs nicht, sondern nahm ein Schere und fing an, dem schlafenden Wolf den Bauch aufzuschneiden. Wie er ein paar Schnitte gethan hatte, da sah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da sprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erschrocken, wie war's so dunkel in dem Wolf seinem Leib!" Und dann kam die alte Grofsmutter auch noch lebendig heraus und konnte kaum atmen. Rotkäppchen

aber holte geschwind grofse Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen; aber die Steine waren so schwer, dafs er gleich niedersank und sich tot fiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger zog demWolf den Pelz ab und ging damit heim; die Grofsmutter afs den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und erholte sich wieder; Rotkäppchen aber dachte: „Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat."

Es wird auch erzählt, dafs einmal, als Rotkäppchen der alten Grofsmutter wieder Gebackenes brachte, ein anderer Wolf ihm zugesprochen und es vom Wege habe ableiten wollen. Rotkäppchen aber hütete sich und ging geradefort seines Wegs und sagte der Grofsmutter, dafs es dem Wolf begegnet wäre, der ihm guten Tag gewünscht, aber so bös aus den Augen geguckt hätte: „Wenn's nicht auf offener Strafse gewesen wäre, er hätte mich gefressen." „Komm," sagte die Grofsmutter, „wir wollen die Thüre verschliefsen, dafs er nicht herein kann." Bald darnach klopfte der Wolf an und rief: „Mach auf, Grofsmutter, ich bin das Rotkäppchen, ich bring' dir Gebackenes." Sie schwiegen aber still und machten die Thüre nicht auf; da schlich der Graukopf etlichemal um das Haus und sprang endlich aufs Dach und wollte warten, bis Rotkäppchen abends nach Hause ginge; dann wollte er ihm nachschleichen und wollt's in der Dunkelheit fressen. Aber die Grofsmutter merkte, was er im Sinn hatte. Nun stand vor dem Haus ein grofser Steintrog; da sprach sie zu dem Kind: „Nimm den Eimer, Rotkäppchen, gestern habe ich Würste gekocht, da trag das Wasser, worin sie gekocht sind, in den Trog." Rotkäppchen trug so lange, bis der grofse, grofse Trog ganz voll war. Da stieg der Geruch von den Würsten dem Wolf in die Nase, er schnupperte und guckte hinab; endlich machte er den Hals so lang, dafs er sich nicht mehr halten konnte und anfing zu rutschen. So rutschte er vom Dache herab, gerade in den grofsen Trog hinein und ertrank. Rotkäppchen aber ging fröhlich nach Haus, und that ihm niemand etwas zuleid.

Brüder Grimm.

160. Die vier Brüder.

1. Vier Brüder gehn jahraus, jahrein
Im ganzen Land spazieren,
Und jeder kommt für sich allein,
Uns Gaben zuzuführen.

2. Der erste kommt mit leichtem Sinn,
In reines Blau gehüllet,
Streut Knospen, Blätter, Blüten hin,
Die er mit Düften füllet.

3. Der zweite tritt schon ernster auf
Mit Sonnenschein und Regen,
Streut Blumen aus in seinem Lauf,
Der Ernte reichen Segen.

4. Der dritte naht mit Überfluß
Und füllet Küch' und Scheune,
Bringt uns zum süßesten Genuß
Viel Äpfel, Nüss' und Weine.

5. Verdrießlich braust der vierte her,
In Nacht und Graus gehüllet,
Sieht Feld und Wald und Wiesen leer,
Die er mit Schnee erfüllet.

6. Wer sagt mir, wer die Brüder sind,
Die so einander jagen?
Leicht rät sie wohl ein jedes Kind;
Drum brauch' ich's nicht zu sagen.

J. C. Scholderers Lesebuch.

161. Der Jäger und der Fuchs.

1. Der Jäger pirscht mit seiner Büchs',
Da schleichen übers Feld die Füchs'.

2. Er fackelt nicht und spannt den Hahn
Und legt die Büchse sicher an.

3. Piff, paff! da prasseln hin die Schrot',
Und pumps! — der alte Fuchs ist tot.

4. Der Jäger spricht: „He, Feldmann, flugs,
Nun apportiere mir den Fuchs!"

5. Der Feldmann sucht mit seiner Schnauz'
Und hat ihn schon, den alten Kauz.

6. „Du haſt gerupft ſo manche Gans,
Jetzt zauſt man dich bei deinem Schwanz.
7. Du haſt geſchüttelt manchen Hahn,
Jetzt packt man dich beim Kragen an.
8. Du haſt gefreſſen manche Taube,
Jetzt ſitzen wir dir auf der Haube!“
9. So ſchleppt ihn Feldmann hin zum Herrn,
Der ſtreichelt ihn und hat ihn gern
10. Und ſagt: „So, Feldmann, das war gut!“
Geht weiter dann mit frohem Mut.
11. Und ſteckt den Fuchſen in den Sack
Und ſchmaucht ſein Pfeiflein Rauchtabak.

Friedrich Güll.

162. Die Spielverderber.

Im Brei ein einzig faules Ei
Macht, daß man ihn nicht eſſen kann.
Beim Spiel ein einzig zänkiſch Kind
Verdirbt die ganze Luſt daran.

Robert Reinick.

163. Schulreim.

Schlägt es morgens halber acht,
Spring' ich auf von meinem Stuhl:
Alles wird zurecht gemacht,
Was ich brauch' in meiner Schul'.
5. Von dem Nagel kommt die Kappe,
Umgehängt wird ſchnell die Mappe,
Eingeſäckelt Buch und Schrift,
Tafel, Lineal und Stift.
Nicht vergeſſ' ich aber auch,
10. Was ich ſonſt noch alles brauch'.
Nummer eins: zwei friſche Augen,
Die zum Schau'n und Merken taugen;
Nummer zwei: zwei feine Ohren,
Daß mir nichts kann gehn verloren;
15. Nummer drei: ein lauter Mund,
Der da ſpricht aus Herzensgrund,
Aber auch nichts eher ſagt,
Bis der Lehrer hat gefragt,

Und, was noch das Beste heißt,
Muntres Herz und muntern Geist. —
Nun, ihr Leut', ich will schon heut'
Lernen, daß es eine Freud',
Daß es eine Lust soll sein,
Bis der Abend bricht herein;
Daß ich auch, wenn ich bin brav,
Spielen kann und ruhig schlaf'. Friedrich Güll.

164. Rumpelstilzchen.

Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, dafs er mit dem König zu sprechen kam, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er zu ihm: „Ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen." Der König sprach zum Müller: „Das ist eine Kunst, die mir wohl gefällt; wenn deine Tochter so geschickt ist, wie du sagst, so bring sie morgen in mein Schlofs, da will ich sie auf die Probe stellen." Als nun das Mädchen zu ihm gebracht ward, führte er es in eine Kammer, die ganz voll Stroh lag, gab ihr Rad und Haspel und sprach: „Jetzt mache dich an die Arbeit, und wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold gesponnen hast, so mufst du sterben." Darauf schlofs er die Kammer selbst zu, und sie blieb allein darin.

Da safs nun die arme Müllerstochter und wufste um ihr Leben keinen Rat; sie verstand gar nichts davon, wie man Stroh zu Gold spinnen konnte, und ihre Angst ward immer gröfser, dafs sie endlich zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Thüre auf, und trat ein kleines Männchen herein und sprach: „Guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weinet sie so sehr?" „Ach," antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe das nicht." Sprach das Männchen: „Was gibst du mir, wenn ich dir's spinne?" „Mein Halsband," sagte das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war auch die zweite voll; und so ging's fort bis zum Morgen, da war alles Stroh versponnen, und alle Spulen waren voll Gold. Bei Sonnenaufgang

kam schon der König, und, als er das Gold erblickte, erstaunte er und freute sich, aber sein Herz ward nur noch goldgieriger. Er liefs die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel gröfser war, und befahl ihr, das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wufste sich nicht zu helfen und weinte, da ging abermals die Thüre auf, und das kleine Männchen erschien und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?“ „Meinen Ring von dem Finger,“ antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring, fing wieder an zu schnurren mit dem Rade und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen. Der König freute sich über die Mafsen bei dem Anblick, war aber noch immer nicht Goldes satt, sondern liefs die Müllerstochter in eine noch gröfsere Kammer voll Stroh bringen und sprach: „Die mufst du noch in dieser Nacht verspinnen; gelingt dir's aber, so sollst du meine Gemahlin werden.“ „Wenn's auch eine Müllerstochter ist,“ dachte er, „eine reichere Frau finde ich in der ganzen Welt nicht.“ Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum drittenmal wieder und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?“ „Ich habe nichts mehr, das ich geben könnte,“ antwortete das Mädchen. „So versprich mir, wenn du Königin wirst, dein erstes Kind.“ „Wer weifs, wie das noch geht,“ dachte die Müllerstochter und wufste sich auch in der Not nicht anders zu helfen; sie versprach also dem Männchen, was es verlangte, und das Männchen spann dafür noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles fand, wie er gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr, und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.

Über ein Jahr bekam sie ein schönes Kind und dachte gar nicht mehr an das Männchen; da trat es plötzlich in ihre Kammer und sprach: „Nun gib mir, was du versprochen hast.“ Die Königin erschrak und bot dem Männchen alle Reichtümer des Königreichs an, wenn es ihr das Kind lassen wollte; aber das Männchen sprach: „Nein, etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze der Welt.“ Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, dafs das Männchen Mitleiden mit ihr hatte. „Drei Tage will ich dir Zeit lassen,“ sprach es, „wenn du bis dahin meinen Namen weifst, so sollst du dein Kind behalten.“

Nun besann sich die Königin die ganze Nacht über auf alle Namen, die sie jemals gehört hatte, und schickte einen Boten über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit, was es sonst noch für Namen gäbe. Als am andern Tag das Männchen kam, fing sie an mit Kaspar, Melchior, Balzer und sagte alle Namen, die sie wuſste, nach der Reihe her, aber bei jedem sprach das Männlein: „So heiſs' ich nicht." Den zweiten Tag lieſs sie in der Nachbarschaft herumfragen, wie die Leute da genannt würden, und sagte dem Männlein die ungewöhnlichsten und seltsamsten Namen vor. „Heiſst du vielleicht Rippenbiest oder Hammelswade oder Schnürbein?" aber es antwortete immer: „So heiſs' ich nicht." Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte: „Neue Namen habe ich keinen einzigen finden können; aber wie ich an einen hohen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Has' sich gute Nacht sagen, so sah ich da ein kleines Haus, und vor dem Haus brannte ein Feuer, und um das Feuer sprang ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein und schrie:

„Heute back' ich, morgen brau' ich,
Übermorgen hol' ich der Königin ihr Kind;
Ach, wie gut ist, daſs niemand weiſs,
Daſs ich Rumpelstilzchen heiſs'!"

Da könnt ihr denken, wie die Königin froh war, als sie den Namen hörte, und als bald hernach das Männlein hereintrat und fragte: „Nun, Frau Königin, wie heiſs' ich?" fragte sie erst: „Heiſsest du Kunz?" „Nein." „Heiſsest du Heinz?" „Nein."

„Heiſst du etwa Rumpelstilzchen?"

„Das hat dir der Teufel gesagt, das hat dir der Teufel gesagt!" schrie das Männlein und stieſs mit dem rechten Fuſs vor Zorn so tief in die Erde, daſs es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in seiner Wut den linken Fuſs mit beiden Händen und riſs sich selbst mitten entzwei. Brüder Grimm.

165. Rüstigkeit.

1. Frisch gethan und nicht gesäumt!
Was im Weg liegt, weggeräumt!
Was dir fehlet, such geschwind!
Ordnung lerne früh, mein Kind!

2. Aus dem Bett und nicht gesäumt!
Nicht bei hellem Tag geträumt!
Erst die Arbeit, dann das Spiel!
Nach der Reise kommt das Ziel.

3. Schnell besonnen, nicht geträumt!
Nichts vergessen, nichts versäumt!
Nichts blofs obenhin gemacht!
Was du thust, darauf gib acht!

Friedrich Rückert.

166. Das Kind unter den Wölfen.

Auf dem Riesengebirge lebte eine alte Frau, die hütete die Kühe des Dorfes. Einmal saß sie mit ihrem Kinde am Rande des Waldes und gab dem Kinde Brei aus dem Napfe. Die Kühe weideten unterdessen auf dem Grase. In dem Walde aber waren böse Wölfe, und als die Kühe von dem Grase in den Wald gingen, wo es kühl war, dachte die Frau, der Wolf könnte kommen und die Kühe fressen. Da gab sie dem Kinde den Napf mit dem Brei und einen hölzernen Löffel dazu und sagte: „Da, Kindchen, nimm und iß; nimm aber den Löffel nicht zu voll!“ Nun stand sie auf und ging in den Wald und wollte die Kühe heraustreiben. Wie nun das Kind so allein dasaß und aß, kam eine große, große Wölfin aus dem Walde herausgesprungen, gerade auf das Kind los, faßte es mit den Zähnen hinten an der Jacke und trug es in den Wald. Als die Mutter wiederkam, war kein Kind mehr da, und der Napf lag auf der Erde, aber der Löffel lag nicht dabei; denn den hatte das Kind in der Hand festgehalten. Wie das die Mutter sah, dachte sie gleich: das hat kein anderer gethan als der Wolf, lief in das Dorf und jammerte und wehklagte und rief um Hilfe.

Unterdessen kam ein Bote durch den Wald, der hatte sich verirrt und wußte nicht, wo er war. Wie er so durch die Büsche ging und den Weg suchte, hörte er etwas sprechen und dachte gleich: da müssen wohl Leute sein! Und es sagte immer: „Geh, oder ich geb' dir was!“ Wie er nun das Gebüsch voneinander thut, sitzt ein Kindchen auf der Erde und sechs kleine Wölfchen um es her, die fahren immer auf das Kind zu und schnappen ihm nach den Händen. Die alte Wölfin war nicht dabei, die war wieder in den Wald gelaufen. Wenn ihm nun die Wölfchen nach den Händen schnappten, schlug das Kind sie mit dem hölzernen Löffel auf die Nase und sagte immer dazu: „Geh, oder ich geb' dir was!“

Der Bote wunderte sich und lief geschwind hin und schlug mit dem Stocke unter die kleinen Wölfe, daß sie alle davonliefen. Das Kind nahm er geschwind von der Erde in die Höhe und lief und lief mit ihm davon; denn er dachte, die alte Wölfin könnte wiederkommen. Es währte nicht lange, da kamen die Bauern aus dem Dorfe mit Heugabeln und Dreschflegeln und wollten den Wolf tot schlagen. Und die Mutter kam auch mit, und da sie sah, daß der Wolf das Kind nicht gefressen hatte, war sie sehr vergnügt und dankte dem guten Manne tausendmal und noch mehr dem lieben Gotte, daß er ihr Kind beschützt habe.

Fr. Jacobs.

167. Wolf, Schöps und Reh.

Ein Wolf sah einen Schöps im Klee. —
„Gut," sprach er, „der hat ausgenaschet!"
Er springet auf ihn los und haschet
Ihn schon beim Ohr, als er ein Reh
Im fernen Busch erblickt. — „Der Bissen
Ist fetter," denkt er; „überdies
Bleibt mir der Hammel ja gewiß."

Er jagt das Reh. Mit schnellen Füßen
Entwischte ihm der leckre Schmaus.
Nun will er sich am Schöps erholen.
Auch dieser hatte sich empfohlen,
Und Isegrim schlich leer nach Haus.

Wer alles will, — wird nichts erhalten.

Gottlieb Konrad Pfeffel.

168. Denkspruch.

Kein Mensch besteht für sich allein;
Wir müssen all uns hilfreich sein.
Drum findet man so viele Gaben;
Nicht einer kann sie alle haben.

169. Das bittere Blümchen.

Eine Mutter ging an einem Frühlingstage mit ihrem Töchterlein hinaus ins Freie. Und als sie nun draußen waren, freuete sich das Mägdlein an den vielen Blumen und Pflanzen, die am Wege standen und blühten.

Aber vor andern fand es Gefallen an einem Blümchen, das war klein und zart, und seine Farbe war rötlich, und es

duftete angenehm. Minna (so hieſs das Mädchen) brach das Blümchen ab und betrachtete es mit Freude und küſste es und roch daran und konnte nicht aufhören, es zu preisen.

Aber bald wurde sie dessen überdrüssig und satt. Sie verlangte, noch gröſsere Freude an dem Blümchen zu haben, und steckte es in den Mund, es zu essen.

Aber was folgte nun? Minna kam in vollem Laufe zur Mutter und weinte und rief: „O, liebe Mutter, das Blümchen war so schön von Gestalt und Farbe, und da aſs ich es; aber nun ist es so bitter, daſs es mir den Mund zusammenzieht. O, pfui, die böse, häſsliche Blume!“

So sagte das Mägdlein. Aber die Mutter antwortete und sprach: „Mein liebes Kind, warum schmähest du das Blümchen? Es ist doch so schön von Gestalt und Farbe wie zuvor und gibt einen lieblichen Geruch; ist das nicht genug? Man isset ja die Blümchen nicht.“ Friedrich Adolf Krummacher.

170. Das Gänschen.

Ein Gänschen war so weiſs wie Schnee;
Das reckt' das Köpfchen in die Höh'
Und dacht', es wär' ein Schwan.
„Fürwahr, mir fehlt nichts weiter als
Der lange, schön gekrümmte Hals,“
So hub das Närrchen an.
Jetzt trennt' es von den Schwestern sich
Und streckt' den Hals und zierte sich
Und ward als Gänschen lächerlich
Und wurde doch kein Schwan. Chr. Niemeyer.

171. Der Kohlkopf.

Zwei Handwerksburſchen, Joſeph und Benedikt, gingen einſt an einem Krautgarten vorbei. „Sieh doch,“ ſagte Joſeph, „was da für große Krautköpfe ſtehen.“ „Ei,“ ſagte Benedikt, der gerne prahlte, „die ſind gar nicht groß; auf meiner Wanderſchaft habe ich einmal einen Krautkopf geſehen, der war ſo groß als der Pfarrhof dort.“ Joſeph, der ein Kupferſchmied war, ſagte darauf: „Das will viel ſagen; indeſſen habe ich einmal einen Keſſel machen helfen, der war ſo groß als die Kirche dort.“ „Aber um Himmels willen,“ rief jetzt Benedikt, „wozu wollte man einen ſo großen Keſſel brauchen?“ Joſeph ſagte:

„Man wollte deinen großen Kohlkopf darin kochen.“ Benedikt schwieg beschämt, und wenn ihm später einmal die Lust ankam zu prahlen, so fiel ihm allemal der große Kessel ein.

Christoph von Schmid.

172. Vom fleifsigen Bächlein.

1. „Was eilst du so,
Du Bächlein froh,
Durchs grüne Thal dahin?
So bleib doch hier
Und spiel mit mir,
Weil ich so gut dir bin.“

2. Das Bächlein spricht:
„Das kann ich nicht,
Dazu hab' ich nicht Zeit!
Hab' viel zu thun
Und darf nicht ruhn,
Muſs heute noch gar weit!

3. Muſs hurtig gehn,
Das Mühlrad drehn
Dort unten in dem Thal,
Muſs tränken auch
Nach altem Brauch
Die Blümlein allzumal.

4. Die Schäflein klein
Dort warten mein,
Schrei'n dürstend schon nach mir,
Drum bring' ich schnell
Vom frischen Quell
Das Wasser ihnen hier.

5. Dann muſs ich hin
Zur Bleicherin,
Muſs gieſsen dort ihr Tuch,
Bis daſs es rein
Und weiſs mag sein. —
Hab' ich nicht Müh' genug?

6. Leb wohl, mein Kind,
Ich muſs geschwind
Nun an die Arbeit gehn.
Zum Meer ist's weit,
Hab' keine Zeit,
Bei dir hier lang zu stehn.“

G. Chr. Dieffenbach.

173. Der Schutzengel.

Im Gebirge lebte eine arme Witwe, die von mancher Sorge für sich und ihren Knaben Wilhelm bedrängt ward. Aber der Knabe war ein gutes, fröhliches Kind, sah vergnügt in den Tag hinein und wußte wenig von der Not seiner Mutter; denn die Mutter trug ihre Leiden stille mit Geduld.

Als der Knabe eines Abends heim kam, lag seine Mutter krank auf dem Bette. Da ward sein heiteres Auge trübe von Thränen, und er setzte sich zu ihr an ihr Bette, faßte ihre Hand, drückte sie an sein Herz und weinte. Und er blieb an ihrem Bette sitzen die ganze Nacht, legte ihr oft das Kopfkissen zurecht, holte ihr auch manchmal einen Trunk frisch Wasser, daß sie ihre lechzenden Lippen labe.

Aber die Nacht verging, und als der Morgen kam, war die

Mutter noch nicht gesund, sondern fing an bitterlich zu weinen. Und der Knabe fragte: „Mutter, warum weinest du?“

Da sprach die Mutter: „Sonst, als ich noch gesund war, konnte ich dir doch morgens eine Suppe kochen; ich wollte gern die Schmerzen leiden und sterben; aber daß du darunter leiden mußt, das schmerzt mich am meisten.“

Da konnte er sich nicht mehr halten und lief hinaus und kniete nieder unter der Linde, die vor der Hausthür stand, und die Thränen stürzten ihm aus seinen Augen, und er weinte sehr und rief: „Ach, wenn Mutter stirbt, dann bin ich ja ganz verlassen! Will ja gerne sterben, wenn nur Mutter leben bleibt und nicht mehr weint, und Mutter ist so lieb und gut. Ach Gott! Mutterchen ist krank, mach doch Mutterchen wieder gesund.“

So betete das Kind. Da trat ihm ein feiner Knabe entgegen mit blauen Augen und krausen Locken und goldglänzenden Flügeln. Und der fremde Knabe trug ein silbernes Körbchen und rief ihm mit holdseliger Stimme und sprach: „Komm, laß uns Beeren pflücken für deine kranke Mutter, sie wachsen gleich dort am Wäldchen.“

Und Wilhelm ging mit dem fremden Knaben hin zum nahen Wäldchen; und sie pflückten in kurzer Zeit das Körbchen ganz voll der schönsten reifen Erdbeeren, ob es schon noch nicht um die Erdbeerenzeit war; und der fremde Knabe ließ ihm das Körbchen mit allen Erdbeeren und sprach: „Bringe diese Beeren deiner Mutter!“ und verschwand.

Wilhelm nahm das Körbchen und brachte es hinein, und seine Mutter verwunderte sich über die schönen, früh gereiften Beeren, aß davon und genas zur selben Stunde von ihrer Krankheit und herzte ihren Knaben.

Aber der Knabe war fröhlich, daß seine Mutter genesen war, hüpfte hinaus unter die Linde, rief den schönen Knaben und dankte ihm mit Freudenthränen. Und der feine Knabe kam und ward Wilhelms Schutzengel, weil er sein gutes Herz erkannt hatte, und leitete sein Schicksal.

Als Wilhelm heranwuchs, ward er ein fleißiger Jüngling, und sein Fleiß wurde gesegnet; er unterstützte seine Mutter in ihrem Alter und dankte Gott, daß er's konnte. Albrecht Ludwig Grimm.

174. Gehorche schnell!

Spricht der Vater: „Schnell, mein Kind!“
Brauch nicht lang und thu's geschwind!

Spricht die Mutter: „Schau, mein Kind!“
Merk wohl auf und sei nicht blind. Friedrich Güll.

175. Der Maulwurf.

Heute, mein lieber Freund, wollen wir einen Besuch machen bei einem fleißigen Bergmanne. Doch brauchst du mir nur in Gedanken hinaus auf die Wiese zu folgen, denn dort finden wir ihn; es ist der finstere Maulwurf.

Im Sommer sieht man täglich seine Emsigkeit. Morgens, mittags und abends arbeitet er zur bestimmten Zeit an seinen Schachten und Stollen, um Regenwürmer und Engerlinge aufzufinden. Wie ein echter Bergmann fährt er bald senkrecht hinab, bald legt er einen Seitengang an, bald schafft er das Ausgegrabene als hohen Berg ans Tageslicht, um sich Luft zu machen.

Im Winter aber findet er die gesuchten Schätze nicht an der Oberfläche. Tief in den dunklen Erdenschoß haben sich die geflüchtet, wohin die Kälte nicht dringen kann. Dahin folgt ihnen auch der begierige Bergmann. Zwei bis drei Fuß in dem Boden ist seine Wohnung, ein ziemlich runder Kessel von einem Fuß Durchmesser, ausgefüttert mit Wurzelspitzen und Grashalmen zum bequemen Lager. Von hier aus gräbt er unter sich und seitwärts, wie ihm gut dünkt, oder wo er Beute wittert, denn er hat eine gar feine Nase. Ein Licht braucht er nicht, und sein Handwerkszeug hat er immer bei sich. Betrachte nur seine zwei breiten Schaufeln, ihr Rand ist scharf zugespitzt zum Einschneiden, und seine Nase ist spitz und geschickt zum Aufwühlen der Erde.

So führt er den Winter durch, wenn andere Tiere erstarrt sind, ein ebenso thätiges Leben wie im Sommer. Doch mag ihm wohl die Zeit da unten manchmal lang werden, und öfters fährt es ihm daher in den Sinn, wieder einmal die oberen Stockwerke seiner Wohnung zu besuchen. Vielleicht findet er fremde Gäste da eingenistet. Eine feiste Kröte, ein abgemagerter Laubfrosch oder einige Käfer liegen hier erstarrt, oder auch Mäuse benutzen wohl die leeren Gänge. Doch wehe, wenn sie dem Eigentümer in die Hände fallen, denn er ist ein grausamer Nimmersatt. Kommt er bis zur Oberfläche und sieht über sich die Schneedecke, dann streift er wohl einmal zornig brummend darunter hin, flüchtet aber bald wieder in die warme Tiefe, wo er bequem den Sommer abwarten kann.

Friedrich Noll.

176. Arbeit und Armut.

Wo die Arbeit zieht ins Haus,
Läuft die Armut bald hinaus.
Schläft die Arbeit aber ein,
Guckt die Armut zum Fenster hinein.

Robert Reinick.

177. Gesundheit ist ein großer Schatz.

Kunz ging einmal über Land und kam matt und verdrossen bei einem Wirtshause an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brot geben ließ. Er war unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuß machen mußte und nichts Besseres bezahlen konnte.

Kurz darauf kam ein schöner Wagen gerollt, in dem ein reicher Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein reichen ließ und in seinem Wagen frühstückte.

Kunz sah ihm verdrießlich zu und dachte: „Wer es doch auch so gut hätte!"

Der Reiche merkte es und sagte zu ihm: „Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?"

„Das versteht sich," antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken. „Steige der Herr heraus und gebe mir alles, was er hat, ich will ihm auch alles geben, was ich habe."

Sogleich befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. Gott, welcher Anblick! Seine Füße waren gelähmt; er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht wurden, auf die er sich stützte. „He!" fragte er, „hast du noch Lust, mit mir zu tauschen?"

„Bei Gott nicht!" gab der erschrockene Kunz zur Antwort. „Meine Beine sind mir lieber als tausend Pferdefüße. Ich will lieber Schwarzbrot essen und mein eigner Herr sein, als Wein und Braten haben und mich wie ein kleines Kind von andern umherführen lassen. Gott behüte Euch!"

Mit diesen Worten stand er auf und ging fort.

„Hast recht!" rief ihm der Reiche nach. „Könntest du mir deine gesunden Schenkel geben, du solltest meinen Wagen, meine Rappen, mein Geld, kurz alles dafür haben! Ein gesunder armer Mann ist glücklicher als ein reicher Krüppel." Christian Gotthilf Salzmann.

178. Leb wohl, du schöner Wald!

1. So scheiden wir mit Sang und Klang:
   Leb wohl, du schöner Wald!
   Mit deinem kühlen Schatten,
   Mit deinen grünen Matten,
   Du süßer Aufenthalt!

2. Wir ſingen auf dem Heimweg noch
Ein Lied der Dankbarkeit:
Lad ein, wie heut', uns wieder
Auf Laubesduft und Lieder
Zur ſchönen Maienzeit!

3. Schaut hin! Von fern noch hört's der Wald
In ſeiner Abendruh';
Die Wipfel möcht' er neigen,
Er rauſchet mit den Zweigen,
Lebt wohl! ruft er uns zu.

Hoffmann von Fallersleben.

179. Mutterliebe einer Bärin.

Ein englisches Schiff war auf einer Entdeckungsfahrt im Eismeer eingefroren. Eines Tages töteten die Matrosen ein Walroſs und brieten das Fleisch, um den Thran herauszuziehen. Plötzlich kam eine Bärin mit ihren zwei Jungen herbeigelaufen, welche fast so groſs waren als sie selbst. Die Matrosen warfen ein paar Stücke Fleisch vom Schiffe herab; die Bärin brachte diese ihren Jungen und behielt nur sehr wenig für sich. Als sie aber das letzte Stück fortschleppte, schossen die Matrosen ihre Gewehre los, erlegten die beiden Jungen und verwundeten die Mutter. Diese erhob ein klägliches Gebrüll. Sie konnte sich kaum fortschleppen; dennoch zerriſs sie das Fleisch wie vorher und legte es ihren Jungen vor. Da sie sah, daſs sie nicht fressen wollten, versuchte sie, die Jungen mit den Pfoten aufzurichten. Endlich verlieſs sie sie, kehrte aber gleich wieder zurück und leckte ihre Wunden. Mehrmals wiederholte sie dies, und selbst die rauhen Matrosen waren von der treuen Liebe der Mutter gerührt. Endlich erkannte sie, daſs die Jungen tot waren, und nun wendete sie sich mit fürchterlichem Gebrülle gegen das Schiff. Da feuerten die Schiffsleute von neuem; von zehn Kugeln getroffen sank die Bärin zwischen ihren Jungen zusammen.

Eduard Werner.

180. Kätzchen.

Die Nacht ist still, der Mond geht auf,
Wer klettert da zum Dach hinauf?
Drei Sänger, Miez und Hinz und Mohr,
Beginnen ihren Katzenchor. —
Die Leut' erwachen rings umher,
Bald schleicht der Herr vom Haus daher,
Musikdirektor will er sein,
Schlägt mit der Peitsch' den Takt darein!

Robert Reinick.

181. Der Fuchs und der Hahn.

In einer kalten Winternacht war ein hungriger Fuchs nach Speise ausgegangen und hörte einen Hahn krähen auf einem Baume bei einem Meierhofe. Da dachte er den mit List zu fahen, denn auf den Baum konnte er nicht steigen. Und er stellte sich unter den Baum und fragte: „Ei, Hahn, wie magst du so schön singen in dieser kalten Winternacht?"

„Ich verkünde den Tag," antwortete der Hahn.

„Was, den Tag?" fragte der Fuchs verwundert, „es ist ja noch ganz finstere Nacht!"

„Ei," erwiderte der Hahn, „weißt du denn nicht, daß wir Hähne eine ganz besondere Natur haben? Wir fühlen es schon zum voraus, wenn der Tag nahe ist und verkünden seine Nähe dann."

„Das ist ja etwas Göttliches," rief der Fuchs, „das können nur Propheten! O, Hahn, wie muß ich dich und deinen Gesang bewundern!"

Nun krähete der Hahn zum andernmal. Da fing der Fuchs an zu tanzen.

Und der Hahn fragte ihn: „Warum tanzest du denn?"

Der Fuchs antwortete: „Du singst ein fröhliches Lied, und ich tanze vor Freude; man soll sich ja freuen mit den Fröhlichen. O, Hahn, du bist der Fürst der Vögel! Du fliegst durch die Lüfte; du singst so schön, wie kein Vogel außer dir; du sagst gar künftige Dinge voraus, und ich sollte mich nicht freuen, daß ich einen so weisen Propheten habe kennen lernen? Wär' ich nur würdig, immer um dich zu sein! Du königlicher Vogel, du weiser Prophet! Komm doch herunter, daß ich dich nur einmal küsse, daß ich mich bei meinen Freunden rühmen kann, ich habe das Haupt eines Propheten geküßt!"

Und dem Hahn gefiel dies Lob so wohl, daß er sogleich vom Baum herabflog und dem Schmeichler, dem Fuchse, sein Haupt darbot.

Aber der Fuchs faßte ihn und rief spottend: „Nein, nein, du bist kein weiser Prophet. Ich sehe, daß du nichts voraussehen kannst; sonst hättest du auch gemerkt, daß ich dich nicht küssen wollte. Aber ich habe dich dennoch freßlieb."

Und damit biß er ihm den Kopf vom Rumpfe und verzehrte ihn.

Albrecht Ludwig Grimm.

182. Wacht auf!

Es ruft der Hahn: „Wacht auf, wacht auf!
Bald geht die liebe Sonne auf;
Und trifft ein Kind sie schlafend an,
Da hat sie keine Freude dran.
Doch sprang ein Kind schon aus dem Bett,
Hat sich gewaschen flink und nett,
Das liebt sie recht aus Herzensgrund
Und macht es kräftig und gesund
Und gibt ihm vieles, was ihm frommt. —
Wacht auf, wacht auf! Die Sonne kommt!"

Robert Reinick.

183. Der Kürbis und die Eichel.

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche. Er betrachtete die Kürbisstaude an dem nahen Gartenzaune. Da schüttelte er den Kopf und sagte: „Hm, hm, das gefällt mir nicht! Die kleine Staude dort trägt so große, prächtige Früchte; der Eichbaum hier bringt aber nur so kleine Früchte hervor. Wenn ich die Welt erschaffen hätte, so hätte mir der Eichbaum lauter große Kürbisse tragen müssen. Das wäre dann eine Pracht gewesen."

Kaum hatte er das gesagt, so fiel ihm eine Eichel vom Baume so stark auf die Nase, daß sie blutete. „O weh!" rief jetzt der erschrockene Mann, „da habe ich für meine Naseweisheit einen derben Nasenstüber bekommen! Wenn die Eichel ein Kürbis gewesen wäre, so hätte er mir die Nase ganz zerquetscht."

Mit Weisheit und mit Wohlbedacht
Hat Gott die ganze Welt gemacht.

Christoph von Schmid.

184. Sprichwort.

Versprechen und Halten
Steht Jungen und Alten.

185. Soldatenlied.

1. Ein scheckiges Pferd,
Ein blankes Gewehr
Und ein hölzernes Schwert,
Was braucht man denn mehr?

2. Ich bin ein Soldat,
Man sieht's mir wohl an,
Ich marschiere schon grad',
Halt' Schritt wie ein Mann.

3. Mit trotzigem Mut
Zieh' morgens ich aus,
Kehre freundlich und gut
Um Mittag nach Haus.

4. So wird exerziert
Zum Abend noch spat,
Bis der Schlaf kommandiert:
„Zu Bett, Kamerad!"

Hoffmann von Fallersleben.

186. Das Wasserhuhn.

Eine Taube hatte ihr Nest auf einen hohen Baum gebaut und brütete daselbst ihre Eier aus. Sobald die Jungen aber flügge waren, kam immer ein Fuchs und drohte ihr, er werde hinaufkommen und sie mit den Jungen aufzehren, wenn sie ihm dieselben nicht gutwillig gäbe. So brachte er sie immer dahin, dafs sie ihm ihre Jungen selbst herabwarf, damit nur sie selbst sicher sein könnte.

Einst safs sie auf ihrem Neste und brütete traurig auf ihren Eiern. Da kam ein Wasserhuhn, welches im nahen Schilfe sein Nest hatte und sich von dem Samen der Wasserpflanzen und allerlei Gewürm nährte. Dieses fragte die Taube, warum sie so traurig wäre, da sie doch ihre Jungen bei sich habe.

„Ach!" antwortete die Taube, „was können mich meine Jungen freuen? Sobald ich sie ausgebrütet habe, kommt ja immer der Fuchs und droht mir, bis ich sie ihm hinabwerfe."

Da sprach das Wasserhuhn: „Kennst du den betrügerischen Fuchs noch nicht? Lafs ihn nur drohen, soviel er will, und behalte deine Jungen. Denn er kann doch sicher nicht auf deinen hohen Baum zu deinem Neste. Lafs dich nur nicht von ihm schrecken."

Das merkte sich die Taube, und als der Fuchs kam und ihr wieder ihre Jungen abdrohen wollte, sagte sie ganz gelassen: „Ja, ja, wenn du Lust hast, mich mit meinen Jungen zu fressen, so komm nur herauf!" Und so höhnte sie ihn lange. Endlich fragte er sie, wer ihr geraten habe, es so zu machen. Die Taube sagte es ihm und zeigte ihm auch die Wohnung des Wasserhuhns. Er suchte dieses sogleich auf und fing ein

Gespräch mit ihm an. „Ei!“ fragte er, „du bist hier ja dem Winde und Wetter so ausgesetzt. Wie machst du es denn, wenn der Wind geht?“

„Wenn der Wind geht?“ sagte das Wasserhuhn. „Ei nun, kommt er von der rechten Seite, so wende ich mein Haupt gegen die linke; kommt er von der linken, so wende ich es gegen die rechte Seite.“

„Das ist wohl gut,“ sagte der Fuchs, „aber wie machst du's, wenn es von allen Seiten her stürmt?“

„O, auch dann hat's keine Not,“ antwortete das Wasserhuhn, „dann stecke ich meinen Kopf unter den Flügel.“

Da hob der Fuchs an: „O, selig seid ihr Vögel vor allen anderen Geschöpfen! Ihr flieget zwischen Himmel und Erde, und das so schnell, wie andere Geschöpfe unmöglich laufen können. Und dazu habt ihr noch die Gnade, dafs ihr eure Häupter zur Zeit des Sturmes unter den Fittichen verbergen könnt. Das dünkt mir aber beinahe unmöglich. Wie kannst du denn deinen Hals so herumbiegen? Wie machst du das wohl? Zeige mir das doch einmal!“

Das Wasserhuhn wollte es jetzt dem Fuchse zeigen und steckte seinen Kopf unter den Flügel. Diesen Augenblick hatte der Fuchs erwartet. Er erhaschte jetzt den unvorsichtigen Vogel und verzehrte ihn, indem er sagte: „Andern hast du raten können, dir selbst aber nicht!“ Albert Ludwig Grimm.

187. Spruch.

Bei dem Müßiggang
Wird der Tag so lang,
Bei der Tagesarbeit
Wird so kurz die Zeit. Friedrich Gull.

188. Denkspruch.

Unter der Mütze
Ein wenig Grütze
Ist gar viel nütze.
Aber ein fröhliches Herz
Unter der Weste,
Das ist das Beste. Oldenberg.

189. Gute Rechnung.

Der alte Vetter klopfte ans Fenster, nickte freundlich in die Stube hinein, und als die Kinder drinnen mit ihrer Mutter fröhlich ans Fenster kamen, sagte er: „Ich bring' euch etwas mit aus meinem Garten: goldgelbe Pflaumen, groſs wie die Eier; aber ich habe nur vier, und ich möchte doch sehen, ob ihr euch ordentlich drein teilen könnt."

Es waren aber zwei Knaben, zwei Mädchen und die Mutter, und sollten also vier Pflaumen unter fünf Leute geteilt werden. Das war eine schlimme Rechnung, und der Vetter schaute lächelnd zum Fenster hinein, wie's die Kinder anfangen möchten.

Alle besannen sich; aber nur die kleine Sophie wuſste Rat. „Das will ich schon machen," sagte sie, „wir teilen drei und drei. Zwei Brüder und eine Pflaume macht drei; zwei Schwestern und eine Pflaume macht wieder drei, und zwei Pflaumen und eine Mutter macht ebenfalls drei. Da geht alles gerade auf."

Das war gut gerechnet, und als die Kinder nun fröhlich danach teilten, da lächelte der alte Vetter noch einmal so freundlich, und die Mutter freute sich auch — ob über die zwei, oder ob über die vier, das sollt ihr selbst sagen!

Thüringer Kinderfreund.

190. Der Bekehrte.

1. „Grasmücke, sag, was flatterst du
So um das Nest umher?
Du klagst und zirpest immerzu,
Ist dir das Herz so schwer?"

2. „Mein Kind, o sieh ins Nest hinein,
Dann weißt du meinen Gram.
Wie kann die Mutter fröhlich sein,
Der man die Kindlein nahm?"

3. Der Knabe nahm die Jungen aus,
Jetzt wird ihm bang und schwer,
Er rennet hurtig fort nach Haus
Und holt sie wieder her.

4. „Dran hab' ich wahrlich nicht gedacht,
Verzeih es mir, verzeih!
Es war nicht recht, was ich gemacht —
Da hast du alle drei!"

Hoffmann von Fallersleben.

191. Der Wecker.

Eine fleifsige Witwe hatte zwei faule Mägde. Sobald der Haushahn zum erstenmal krähte, wachte die Frau auf, und wenn er zum zweitenmal krähte, weckte sie die Mägde und hiefs sie Feuer anmachen und sich an das Spinnrad setzen; denn sie gedachte, in demselben Jahre einige grofse Stücke Tuch weben zu lassen.

Den faulen Mägden gefiel aber weder das frühe Aufstehen, noch das viele Spinnen, und weil sie meinten, der Hahn sei mit seinem Krähen allein an ihrer vielen Arbeit schuld, so verabredeten sie sich, den armen Wecker umzubringen. Als aber der Hahn tot war, da wufste die Witwe gar nicht mehr, wieviel Uhr es war, und sobald sie nun aufwachte, rief sie die Mägde sogleich zur Arbeit. Da geschah es denn, dafs sie manchmal schon um Mitternacht das Bett verlassen und sich an das Spinnrad setzen mufsten. Nun bereuten sie ihre That und kauften heimlich einen andern Hahn und brachten ihn ihrer Frau zum Geschenke, und als sie älter wurden, waren sie froh darüber, dafs sie so früh aufstehen und so gut spinnen gelernt hatten.

Christoph von Schmid.

192. Abendlied.

1. Der Abend kommt leise hernieder
Auf Dorf und Wald und Flur;
Es schweigen der Vöglein Lieder,
Noch eines höret man nur!

2. In purpurnen Gluten sinket
Die Sonne dort zur Ruh',
Und droben am Himmel blinket
Ein Sternlein schon freundlich mir zu!

3. Die Abendglöcklein klingen
So lieblich nah und fern,
Und fromme Gebete schwingen
Sich leise hinauf zu dem Herrn!

4. Nun herrschet Ruhe und Frieden
Wohl in der stillen Nacht,
Und alles schlummert hienieden,
Nur Gott im Himmel wacht!

G. Chr. Dieffenbach.

193. Treue Freundschaft.

Der Rabe, den die Vögel für einen Weisen halten, saß auf einem Baume des Waldes. Da kam der Vogelsteller, stellte sein Netz, streute Samenkörner darein und ging wieder fort. Aber der Rabe fürchtete sich vor dem Netz und versteckte sich in das dichte Laub. Ein Schwarm wilder Tauben sah das schöne Gerstenfutter, sie setzten sich alle und fraßen. Aber das Netz fiel zu, und sie waren gefangen und flatterten darin herum. Da sprach die Führerin des Schwarmes: „Es hilft nichts, so hin und her zu flattern; laßt uns aber versuchen, alle auf einmal in die Höhe zu fliegen; vielleicht vermögen wir das Netz mitzunehmen.“ Und sie flogen alle zusammen in die Höhe und nahmen das Netz mit sich.

Aber der Rabe hatte mit angesehen, wie Einigkeit sie stark machte, und flog in der Ferne nach.

Die Tauben hatten sich in ein Fruchtfeld niedergesetzt, in der Nähe eines Baumes, und berieten, wie sie aus dem Netze kommen möchten. Da sprach eine von dem Schwarm: „Ich habe schon längst Freundschaft geschlossen mit einer Maus, die hier in der Nähe wohnt. Ich will ihr rufen, daß sie das Netz zernage.“ Und sie rief der Maus. Die kam aus ihrer Höhle heraus und zernagte bald die Schnüre, und die Tauben flogen fröhlich davon und dankten der Maus für ihre Befreiung.

Der Rabe hatte alles mit angesehen und dachte bei sich: „Ein treuer Freund ist doch ein großes Gut!“ und setzte sich deshalb in die Nähe des Mausloches und rief der Maus, weil er Freundschaft mit ihr machen wollte. Als aber die Maus herauskam und den Raben erkannte, floh sie schnell wieder in ihr Löchlein. Aber der Rabe rief ihr wieder und sagte: „Was fliehst du mich? Willst du nicht meine Freundin werden?“

Und die Maus antwortete ihm: „Nein, das geht nimmermehr an. Denn in kurzem würde deine angeborene Lust nach meinem Fleische dich unsere Freundschaft vergessen lassen, und du würdest mich, wie jede andere Maus, auch auffressen.“

Das redete ihr aber der Rabe aus, und sie lebten beisammen ohne Mißtrauen und waren zufrieden. Nur sehnte sich der Rabe nach seinem ersten Aufenthalte, denn er fürchtete sich vor den vorübergehenden Jägern. Darum sagte er eines Abends zu der Maus: „Wenn du nichts dawider hast, so wollen wir von diesem Orte wegziehen, weil es hier nicht verborgen genug ist. Ich will dich an einen viel heim-

lichern Ort bringen, wo ich auch eine treue Freundin habe, die Schildkröte, bei der wir künftig wohnen wollen." Die Maus war mit dem Vorschlage zufrieden; denn auch ihr war es unheimlich da, weil eine Katze oft in das Feld kam und ihr nachstellte. Der Rabe faßte sie mit dem Schnabel bei ihrem Schwänzlein, trug sie durch die Lüfte, setzte sie unter einem Baume nieder und rief der Schildkröte, seiner Freundin.

Die Schildkröte kam hervor aus ihrem Teiche und freuete sich, daß ihr Nachbar wieder da sei, und daß er noch eine Freundin, die Maus, mitgebracht habe. Und die Maus grub sich ein Löchlein, und sie wohnten alle drei beisammen in Frieden und Eintracht.

Als sie eines Tages so beisammen saßen und vieles plauderten von der Welt Lauf, da kam eilends ein Hirsch gelaufen, der blieb am Teiche stehen und sah sich um. Da floh die Schildkröte in ihr Wasser und tauchte unter, die Maus verkroch sich in ihr Löchlein; der Rabe aber schwang seine Fittiche und flog in die Höhe, zu sehen, ob der Jäger den Hirsch verfolge. Er sah aber nichts und kam herunter und sprach zum Hirsch: „Sei ohne Furcht, hier ist keine Gefahr. Noch kein Jäger ist in diese Gegend des Waldes gekommen. Wenn es dir hier gefällt, so kannst du hier wohnen. Um den See wächst schönes Futter, und sein Wasser ist frisch zum Tranke."

Als er dies gesagt, rief er der Maus und der Schildkröte, und sie kamen hervor und redeten dem Hirsch auch zu, daß er bleiben sollte.

Der Hirsch sah umher: das Gras war schön, das Wasser frisch und der Ort sicher vor Nachstellung. Er machte sich also eine Lagerstätte aus Laub und Moos und wohnete bei ihnen, und sie hielten treue Gemeinschaft mit einander. Eines Abends war aber der Hirsch nicht heimgekommen. Da war seinen Freunden bange, es möchte ihm ein Unheil widerfahren sein, und der Rabe flog aus auf Kundschaft und fand seinen Freund gefangen in einem Netze. Er flog zurück, brachte seinen Genossen die Nachricht und beriet sich mit ihnen, wie man ihn befreien möge.

Da sprach die Maus zu ihm: „Nimm du mich und trage mich hin, daß ich ihm das Netz zernage." Und der Rabe trug sie schnell hin, und sie nagte an dem Netze. Da kam auch die Schildkröte daher, und der Rabe und die Maus schalten, daß sie gekommen wäre. Der Rabe sagte: „Wohin willst du denn fliehen, wenn der Jäger kommt? Ich fliege fort, der Hirsch läuft weg, die Maus verkriecht sich, was willst aber du machen? Dein Gang ist langsam, du kannst dich nicht

retten.“ Indem der Rabe noch so redete, kam der Jäger schon gegangen, zu sehen, ob er etwas gefangen habe in seinem Netze. Und als er den Hirsch darin sah, freute er sich schon. Allein ehe er noch hinkam, war das Netz zernagt; der Hirsch sprang in das Dickicht, der Rabe flog weg, die Maus verkroch sich, aber die Schildkröte stand da und zitterte vor Schreck an allen Gliedern.

Da ärgerte sich der Jäger, daß ihm die schöne Beute entgangen war. Um aber doch nicht ganz leer nach Hause zu kommen, nahm er die Schildkröte, wickelte sie in das zernagte Netz und ging weg. Doch die Maus hatte allem zugesehen und rief ihre Freunde schnell zusammen und beriet mit ihnen, wie man die Schildkröte wieder befreien könnte. Da schlug der Rabe vor, der Hirsch sollte sich wie tot an den Weg legen, an dem der Jäger vorbeikommen mußte, und er wollte auf ihm sitzen, als ob's ein Aas wäre, von dem er fräße. Wenn das der Jäger sähe, so würde er gewiß sein Netz niederlegen und hinzugehen. Dann sollte der Hirsch aufspringen und langsam hin und her laufen, als hätt' er ein Gebrechen an dem Fuß, und sollte so den Jäger immer reizen und an sich kommen lassen, dann aber immer wieder entspringen, und das so lange, bis die Maus derweile das Netz zernagt und die Schildkröte sich im Walde verkrochen hätte. Dann wollten sie auf einmal alle davoneilen.

Und wie sie's beschlossen hatten, so thaten sie auch. Der Jäger warf gleich die Schildkröte hin und eilte dem Hirsch nach. Als aber die Schildkröte und das Mäuslein in Sicherheit waren, da sprang der Hirsch auf einmal davon und eilte schneller, als der Jäger sich's versah, ihm aus den Augen und kam mit seinen Genossen wieder bei ihrer Wohnung an. Und sie freuten sich alle, daß sie durch ihre Freundschaft einander gerettet hatten. Albrecht Ludwig Grimm.

194. Der Habicht und die Störche.

1. Ein Habicht schoss auf eine Lerche
Im Angesichte zweier Störche
Und würgte, rupfte, speiste sie.
„Ach,“ sprach der eine Storch, „die arme Lerche! Sieh,
Vorhin sang sie so artig noch.“

2. „Storch,“ sprach der Habicht, „spare doch
Die Seufzer nur; den du verzehrt,
Der arme Frosch, der ist beklagenswert,
Vorhin quakt' er so artig noch.“ Ludwig Gleim.

195. Vom klugen Schneiderlein.

Es war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz: kam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu raten auf, und wenn er's nicht erraten konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekannt machen, wer ihr Rätsel löste, sollte sich mit ihr vermählen, und möchte kommen, wer da wollte. Endlich fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten, sie hätten so manchen feinen Stich gethan und hätten's getroffen, da könnt's ihnen nicht fehlen, sie müßten's auch hier treffen; der dritte war ein kleiner, unnützer Springinsfeld, der nicht einmal sein Handwerk verstand; aber er meinte, er müßte dabei Glück haben, denn woher sollt's ihm sonst kommen. Da sprachen die zwei andern zu ihm: „Bleib nur zu Haus, du wirst mit deinem bißchen Verstande nicht weit kommen." Das Schneiderlein ließ sich aber nicht irre machen und sagte, es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen, und ging dahin, als wäre die Welt sein.

Da meldeten sich alle drei bei der Prinzessin und sagten, sie sollte ihnen ihre Rätsel vorlegen; es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen feinen Verstand, daß man ihn wohl in eine Nadel fädeln könnte. Da sprach die Prinzessin: „Ich habe zweierlei Haar auf dem Kopfe, von was für Farben ist das?" „Wenn's weiter nichts ist," sagte der erste, „es wird schwarz und weiß sein, wie Tuch, das man Kümmel und Salz nennt." Die Prinzessin sprach: „Falsch geraten, antworte der zweite!" Da sagte der zweite: „Ist's nicht schwarz und weiß, so ist's braun und rot, wie meines Herrn Vaters Bratenrock." „Falsch geraten," sagte die Prinzessin, „antworte der dritte, dem seh' ich's an, der weiß es sicherlich." Da trat das Schneiderlein keck hervor und sprach: „Die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben." Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß und wäre vor Schrecken beinah hingefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und sie hatte fest geglaubt, das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, sprach sie: „Damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins thun; unten im Stall liegt ein Bär, bei dem sollst du die Nacht zubringen; wenn ich dann morgen aufstehe, und du bist noch lebendig, so sollst du mich heiraten." Sie dachte aber, damit wollte sie das Schneiderlein los werden, denn der Bär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die

Tatzen gekommen war. Das Schneiderlein ließ sich nicht abschrecken, war ganz vergnügt und sprach: „Frisch gewagt ist halb gewonnen."

Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht. Der Bär wollte auch gleich auf den kleinen Kerl los und ihm mit seiner Tatze einen guten Willkommen geben. „Sachte, sachte," sprach das Schneiderlein, „ich will dich schon zur Ruhe bringen." Da holte es ganz gemächlich, als hätt' es keine Sorgen, welsche Nüsse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne. Wie der Bär das sah, kriegte er Lust und wollte auch Nüsse haben. Das Schneiderlein griff in die Tasche und reichte ihm eine Handvoll; es waren aber keine Nüsse, sondern Wackersteine. Der Bär steckte sie ins Maul, konnte aber nichts aufbringen, er mochte beißen, wie er wollte. „Ei," dachte er, „was bist du für ein dummer Klotz! kannst nicht einmal die Nüsse aufbeißen," und sprach zum Schneiderlein: „Mein, beiß mir die Nüsse auf." „Da siehst du, was du für ein Kerl bist," sprach das Schneiderlein, „hast so ein großes Maul und kannst die kleine Nuß nicht aufbeißen!" Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuß in den Mund und knack! war sie entzwei. „Ich muß das Ding noch einmal probieren," sprach der Bär, „wenn ich's so ansehe, ich mein', ich müßt's auch können." Da gab ihm das Schneiderlein abermals Wackersteine, und der Bär arbeitete und biß aus allen Leibeskräften hinein. Aber du glaubst auch nicht, daß er sie aufgebracht hat. Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor und spielte sich ein Stückchen darauf. Als der Bär die Musik vernahm, konnte er es nicht lassen und fing an zu tanzen, und als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding so wohl, daß er zum Schneiderlein sprach: „Hör, ist das Geigen schwer?" „Kinderleicht; siehst du, mit der Linken leg' ich die Finger auf, und mit der Rechten streich' ich mit dem Bogen drauf los, da geht's lustig, hopsasa, vivallalera!" „So geigen," sprach der Bär, „das möcht' ich auch verstehen, damit ich tanzen könnte, so oft ich Lust hätte. Was meinst du dazu? Willst du mir Unterricht darin geben?" „Von Herzen gern," sagte das Schneiderlein, „wenn du Geschick dazu hast. Aber weis einmal deine Tatzen her, die sind gewaltig lang, ich muß dir die Nägel ein wenig abschneiden." Da ward ein Schraubstock herbeigeholt, und der Bär legte seine Tatzen darauf, das Schneiderlein aber schraubte sie fest und sprach: „Nun warte, bis ich mit der Schere komme," ließ den Bären brummen, soviel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bund Stroh und schlief ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Bären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als er brummte vor Freuden und hätte dem Schneider den Garaus gemacht. Am Morgen stand sie ganz unbesorgt und vergnügt auf; wie sie aber nach dem Stall guckt, so steht das Schneiderlein ganz munter davor und ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Da konnte sie nun kein Wort mehr dagegen sagen, weil sie's öffentlich versprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneiderlein zur Kirche fahren, und sollten sie da vermählt werden. Wie sie eingestiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die ein falsches Herz hatten und ihm sein Glück nicht gönnten, in den Stall und schraubten den Bären los. Der Bär in voller Wut rannte hinter dem Wagen her. Die Prinzessin hörte ihn schnauben und brummen: es ward ihr angst, und sie rief: „Ach, der Bär ist hinter uns und will dich holen." Das Schneiderlein war fix, stellte sich auf den Kopf, steckte die Beine zum Fenster hinaus und rief: „Siehst du den Schraubstock? Wann du nicht gehst, so sollst du wieder hinein." Wie der Bär das sah, drehte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche, und die Prinzessin ward ihm an die Hand getraut, und lebte er mit ihr vergnügt wie eine Heidlerche. Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler.

Brüder Grimm.

196. Rätsel.

1. Wer baut uns Brücken und braucht kein Holz?
   Der Baumeister ist der Winter stolz.
2. Wie lange schläft der Esel zur Nacht?
   Nicht länger, als bis er aufgewacht.
3. Wann ist die beste Essenszeit?
   Wenn für den Hunger ein Mahl bereit.
4. Was geht durch Hecken und raschelt nicht?
   Das thut der Sonne goldnes Licht.
5. Wann steht der Kaiser auf einem Fuß?
   Wenn er sein Roß besteigen muß.
6. Wer hat sein Haus auf Felsen gebaut?
   Der Bauherr, der auf Gott vertraut.

Julius Sturm.

197. Die Hausmaus.

Die Maus hält sich in allen Teilen der menschlichen Wohnung auf. Auf dem Lande haust sie auch im Freien, im

Garten oder den nächsten Feldern und Wäldchen. In der Stadt verläfst sie nicht das Wohnhaus und seine Nebengebäude. Hier bietet ihr jede Ritze, jede Höhle, jeder Winkel ein Obdach.

Mit gröfster Schnelligkeit rennt sie auf dem Boden dahin, sie klettert vortrefflich und springt ziemlich weit. Beim Klettern leistet ihr der Schwanz sehr gute Dienste; sie versteht sich damit zu halten und zu unterstützen. Schwimmen kann sie auch; aber sie geht nicht gern freiwillig ins Wasser. Ihre Sinne sind vorzüglich; sie hört das leichteste Geräusch, riecht scharf und auf weite Entfernung; sie sieht sehr gut, vielleicht noch besser bei Nacht als bei Tage.

Ihre Bewegungen sind überaus zierlich. Gar nett ist es anzusehen, wenn sie sitzt und sich mit den Pfötchen putzt und wäscht. Sie kann sich auch auf den Hinterbeinen aufrichten und einige Schritte machen, wie ein Mensch. Dann und wann stützt sie sich dabei mit dem Schwanze.

Wer sie recht kennt und beobachtet, dem wird sie bald ein Liebling unter den Tieren. Dieser kann dann nicht begreifen, wie man dem hübschen Dinge böse sein oder gar sich vor ihm fürchten mag.

Die Maus ist gutmütig und harmlos; sie hat keine Ähnlichkeit mit ihrer Base, der tückischen und boshaften Ratte. Sie ist listig und klug. Sie merkt bald, wo sie geschont wird. Mit der Zeit gewöhnt sie sich so an den Menschen, dafs sie vor seinen Augen hin und her läuft und ihre Hausgeschäfte betreibt. Im Käfige ist sie schon nach wenigen Tagen zahm und zutraulich.

Musik liebt die Maus sehr; sie läfst sich damit aus ihrem Verstecke hervorlocken und vergifst alle Furchtsamkeit. Die Zimmer, wo regelmäfsig Musik gemacht wird, werden dann ihr Lieblingsaufenthalt, und selbst am hellen Tage erscheint sie dort. Zuweilen gibt es selbst Sänger unter den Mäusen, und einige, welche solche gehört haben, meinten, sie zwitscherten so schön wie ein Kanarienvogel.

Alle angenehmen Eigenschaften unserer Freundin werden aber meistens über ihren schlechten, Lüsternheit und Genäschigkeit, vergessen. Es gibt kein naschhafteres Geschöpf als die Maus. In der Speisekammer sucht sie sich immer die besten Bissen aus. Sie liebt besonders Süfsigkeiten, Fleisch,

Milch, Käse, Fett, Früchte und Körner, und sie findet immer das Allerbeste heraus. Wo sie etwas Eſsbares wittert, da erscheint sie. Mit ihren spitzen Nagezähnen verschafft sie sich überall Zugang. Sie arbeitet dann oft angestrengt mehrere Nächte lang und durchnagt die festesten Thüren. Manchmal legt sie sich auch Vorräte an. Wasser trinkt sie nicht gern, wenn sie etwas Besseres haben kann; sie braucht wenig zu trinken, wenn sie saftige Nahrung hat. Sie liebt Milch und süſse Getränke. Einer ihrer Freunde erzählt davon folgende Geschichte:

Ich saſs und schrieb; auf dem Tische lagen allerlei Brotkrümchen von meinem Frühstück, und auf einem Teller stand ein Gläschen, noch halb mit süſsem Weine gefüllt. Da hörte ich ein Geräusch und sah eine Maus an den Beinen des Tisches heraufklettern. Bald war sie oben. Mit einem Sprunge saſs sie auf dem Gläschen und steckte ihr spitzes Schnäuzchen hinein. Sie leckte und leckte ganz eifrig. Durch ein Geräusch erschreckt, sprang sie dann herunter und versteckte sich. Bald aber war sie wieder da, und ich sah nun an ihren spaſshaften Sprüngen, daſs ihr der Wein etwas in den Kopf gestiegen sei.

Der Schaden, welchen die Hausmäuse an den Speisevorräten anrichten, ist recht unangenehm für die Hausfrau. Schlimmer aber ist, daſs sie wertvolle Gegenstände, besonders Bücher, durch ihr abscheuliches Nagen zerstören. Es scheint, daſs sie dies oft nicht aus Hunger thun, sondern zur Unterhaltung.

Die Maus hat gar viel Feinde; der Mensch stellt ihr auf alle Arten und mit den künstlichsten Fallen nach; in alten Gebäuden verfolgt sie die Eule, auf dem Lande der Iltis und das Wiesel, der Igel und die Spitzmaus; die schlimmste aber aller ihrer Feindinnen ist und bleibt die Katze.

Alfred Eduard Brehm.

198. Der Nußknacker.

Zwei Knaben hatten im Walde Haſelnüſſe gepflückt und saſsen unter den Stauden und wollten die Nüſſe eſſen, aber keiner hatte sein Meſſer bei sich, und mit den Zähnen konnten sie die Nüſſe nicht aufbeiſsen. Da jammerten sie sehr und sagten: „Ach! käme doch nur jemand, der uns unſre Nüſſe aufknacken wollte!“ Kaum hatten sie das gesagt, so kam ein kleines Männlein durch den Wald. Aber wie sah das Männlein aus? Es hatte einen großen, großen Kopf, von dem

ein langer, steifer Zopf bis an die Ferſen herabhing, eine goldne Mütze, ein rotes Kleid und gelbe Höslein. Als es ſo dahertrippelte, ſang es:

„Heiß, heiß,
Beiß, beiß.
Hans heiß' ich,
Nüſſe beiß' ich,
Geh' gern in den grünen Wald,
Wann die Nuß vom Strauche fallt,
Mach's dem luſtigen Eichhorn nach,
Knack' und nag' den ganzen Tag."

Die Knaben wollten ſich faſt tot lachen über den kleinen drolligen Burſchen, den ſie für ein Waldzwerglein hielten. Sie riefen ihm zu: „Wenn du Nüſſe beißen willſt, ſo komm her und knacke uns dieſe auf, damit wir ſie eſſen können!" — Da brummte das Männlein in ſeinen langen, weißen Bart:

„Hans heiß' ich,
Nüſſe beiß' ich.
Hab' ich aber mich befliſſen,
Euch ein Dutzend aufgebiſſen,
Gebt mir zum Lohn
Ein paar davon!"

„Ja, ja!" ſchrieen die Buben, „du kannſt miteſſen, knacke nur fleißig auf!" — Das Männlein ſtellte ſich zu ihnen hin, denn am Sitzen wurde es durch ſeinen ſteifen Zopf verhindert, und ſang:

„Hebet auf den langen Zopf,
Schiebt die Nuß in meinen Kopf,
Drücket nieder, und ſofort
Schnell iſt jede Nuß durchbohrt."

Alſo thaten ſie, und das Lachen hörte nicht auf, wenn ſie den Kleinen immer beim Zopfe nehmen mußten, und wenn nach jedem tüchtigen Knack die Nuß aus dem Munde ſprang.

„Heiß, heiß,
Beiß, beiß.
Will meinen Lohn
Nun auch davon!"

Der eine Knabe wollte nun dem Männlein den verſprochenen Lohn ſpenden; der andere aber, ein böſer Bube, hinderte ihn daran und ſprach: „Warum willſt du dem Bürſchlein von unſern Nüſſen

geben? Wir wollen sie allein essen. Geh nur fort jetzt, Nußbeißer, und suche dir deine Nüsse selbst!"

Da ward das Nußbeißerlein gewaltig zornig und brummte:

„Gibst du mir keine Nuß,
So machst du mir Verdruß,
Ich nehme dich beim Schopf
Und beiß' dir ab den Kopf!"

Da lachte der böse Bube und sagte: „Du willst mir den Kopf abbeißen? Mache lieber, daß du fortkommst, sonst lasse ich dich mein Haselnußstöcklein fühlen!" Zugleich drohte er mit seinem Stöcklein. Der Nußknacker wurde ganz rot vor Zorn, hob sich mit einem Händchen den Zopf auf und schnappte zu wie ein Fisch im Wasser, und knack! — der Kopf war weg.

Habt deshalb wohl acht, liebe Kinder, daß euch die Fingerlein nicht abgebissen werden, denn wie der erste Nußknacker, so machen alle seine Nachkommen mit bösen Kindern nicht viele Umstände.

Franz von Pocci.

199. Zur Nacht.

1. Verrauscht ist das Getümmel,
Die stille Nacht bricht an;
Der Mond am hohen Himmel
Geht schweigend seine Bahn.

2. Ich falte froh die Hände,
Ich weiß, du wachst bei mir;
Mein Gott und Vater, wende
Dein Antlitz nie von mir!

3. Du blickst durchs Sterngefunkel
Hier in mein Kämmerlein;
Zu tief ist dir kein Dunkel,
Du leuchtest doch hinein.

4. Dein Blick voll Liebe scheinet
Auf uns mit Trost und Ruh',
Und wo ein Auge weinet,
Drückst du es leise zu.

Hermann Kletke.

200. Kindliche und brüderliche Liebe.

Ein Schiff, welches nach Indien fahren wollte, litt Schiffbruch. Ein Teil der Mannschaft rettete sich an das Land. Die andern verfertigten sich aus den Trümmern des Schiffs ein Fahrzeug und fuhren wieder ins Meer hinaus. Der Steuermann sah aber, daß das Boot zu schwer beladen sei. Er meldete dies dem Kapitän. Dieser sah, daß alle verloren seien, wenn man nicht wenigstens ein Dutzend Menschen ins Wasser würfe. Es wurde gelost, wen dies Schicksal treffen sollte. Das Los traf unter andern den älteren von zwei Brüdern, welche sich auf dem Fahrzeuge befanden. Der jüngere fiel darauf dem Kapitän zu Füßen und bat: „Werfet mich statt meines Bruders ins

Wasser. Er ist eher imstande, meinen Vater, meine Mutter und meine Schwestern zu ernähren, die ohne ihn ins Elend kommen werden." Der Kapitän erfüllte endlich seine Bitte und ließ ihn ins Meer werfen. Der junge Mann schwamm sechs ganze Stunden hinter dem Boote her und holte es endlich ein. Da wurden alle gerührt von seiner Standhaftigkeit. Man nahm ihn wieder ins Schiff, und so hatte er sich und seinem Bruder das Leben gerettet.

Gotthilf Heinrich von Schubert.

201. Der Frosch.

Viele Frösche leben beisammen in dem großen Teiche. Den Winter hindurch liegen sie im tiefen Schlammgrunde starr und steif, wie tot, ohne zu essen und zu atmen. Da klopft der Frühling an die große Fensterscheibe ihres Zimmers, und von dem starken Pochen springt sie entzwei in tausend Stücke. Da wachen die Frösche vom Winterschlafe auf, sie recken und strecken sich, sie dehnen ihre Glieder, die so lange müßig waren; jetzt heben sie sich vom tiefen Grunde nach oben. Erst steckt ein einzelner den dicken Kopf empor übers Wasser und quakt in kurzen, tiefen Tönen, — dann fallen zwei, drei andere ein und zuletzt der ganze Chor. Ein großes Frühlingslied wird eingeübt und den ganzen schönen Abend lang dem Monde vorgesungen.

Nun legen die Frösche ihre Eier. Die Sonne ist die Mutter, die mit warmen Strahlen Hunderte von Eiern ausbrütet. Der junge Frosch schlüpft aus. Welche wunderliche Gestalt zeigt er! Ein rundes, schwarzes Körperchen und daran ein langer, breiter Schwanz, das ist das ganze Tier. Am Körperchen ist noch kein Unterschied von Kopf, Hals, Rumpf und Bauch zu bemerken; nur die Augen und den Mund sehen wir daran. Lustig ist es anzusehen, wie das junge Fröschchen sich bewegt. Beim jungen Frosch ist der Schwanz Hand und Fuß und Flosse. Nur mit ihm kann sich das kleine, glatte Tierchen fortbewegen, und es sieht sich niedlich an, wie der junge Frosch, den man in diesem Zustande Kaulquappe nennt, so schnell und munter im hellen Wasser schwimmt, nach der Oberfläche steigt oder nach dem Grunde taucht. Jetzt rudert er mitten hinein in einen dichten Schwarm von Würmchen und frißt sich satt, jetzt fährt er an einer Wasserschnecke schnell vorbei, dann flieht er wieder vor einem Fisch in einen dichten Busch von Wasserpflanzen, der in dem Teiche wächst.

Nachdem das Fröschchen sich eine geraume Zeit mit seinem Schwänzchen hat forthelfen müssen, fangen die beiden Hinterfüße an zu wachsen. Sie erscheinen zuerst nur wie zwei Häkchen, werden aber

allmählich größer, bis sie endlich fertig sind. Nun geht es mit dem Schwimmen schon viel besser. Wenn vorher von der Schar von Fröschlein, die nur den Schwanz zum Schwimmen besaßen, sehr viele von räuberischen Fischen verzehrt wurden, so wird es diesen mordgierigen Feinden jetzt viel schwieriger, eines von ihnen habhaft zu werden. In großer Eile flieht der Schwarm nach allen Seiten auseinander, sobald ein Hecht sich naht, und verkriecht sich hinter Steine und Blätter und Wurzelwerk.

Eine Zeitlang exerziert er nun tüchtig mit Schwanz und Hinterbeinen. Diese legt er dicht an seinen glatten Körper, breitet die Zehen mit der Schwimmhaut aus, stößt kräftig die Beine nach hinten, und wie ein Pfeil schießt er durchs Wasser. Der Schwanz hilft noch fortwährend mit. Sowie die Hinterbeine ihre Sache besser und besser lernen, fangen auch die Vorderbeine an zu wachsen. Nun schwimmt das Fröschchen gewandt und schnell, rechtsum, linksum, auf und ab. Es ist überhaupt viel größer und stärker geworden und viel verständiger. Kopf und Brust und Leib lassen sich nun deutlich unterscheiden. Während die Beine größer und geschickter werden, wird der Schwanz in gleichem Maße schwächer und kleiner. Der Frosch bedarf ihn endlich gar nicht mehr, deshalb ist er auch, wenn die Beine völlig ausgewachsen sind, gänzlich verschwunden. Bisher war es dem Frosch nur möglich, im Teich und in dem Graben zu leben. Nun kriecht er ans Land und lernt hüpfen, hoch und höher, bis er die Fliege auf dem Vergißmeinnicht erhascht. Seine Zunge leistet ihm bei dieser Jagd gar gute Dienste. Blitzschnell klappt sie sich heraus, wenn das Mücklein nahe genug ist, ergreift dies und kehrt mit ihm zum Munde zurück.

Wie der Frosch seinen Ruderschwanz abgethan hat, so legt er zu Zeiten auch seine Haut ab. Sie ist freilich sehr dünn; wenn es einem gelingt, ein solches Häutchen aufzufischen und auf Papier zu kleben, sieht es so aus, als sei es mit schwacher Farbe auf das weiße Blatt gemalt. Sehr selten findet man jedoch solch ein Häutchen; denn gewöhnlich speist es der Frosch sogleich auf, sowie er es abgestreift hat.

Einer von den Fröschen ist aber mit diesen Künsten noch nicht zufrieden; er will höher hinauf auf Büsche und Bäume, will wie ein Vogel im grünen Laube leben und auf den Zweigen sein wunderliches Liedchen singen. Du kennst den Laubfrosch, diesen Wetterpropheten, der so oft im engen Glase gefangen auf der Leiter sitzen muß, um

den Leuten Regen oder Sonnenschein im voraus zu verkündigen. Er ist es, der so geschickt von einem Blatt des Baumes zum andern springt. Er versteckt sich auf der untern Seite des Blattes und lauert, bis eine bunte Fliege oder eine schöne Motte vorüberkommt. An jeder Zehe seiner Füße hat er ein rundes Häutchen, das ähnlich dem Saugleder ist, mit dem die Knaben spielen. Diese tauchen ein solches Lederstückchen in Wasser, und nachdem es weich geworden ist, drücken sie es fest an den glatten Stein und ziehen dann an dem Faden, der in der Mitte befestigt ist. Es haftet dann oft so fest, daß der Stein empor gezogen wird, ohne daß das Leder losläßt. Solche Häutchen hat der Laubfrosch an jeder Zehe eins, und mit diesen hält er sich so fest, daß er niemals fällt. Summt dann ein Tierchen in seiner Nähe vorbei, so ahnet es selten seinen Feind, denn seine Farbe gleicht der des Blattes, auf dem er sitzt. Wie das Laub allmählich sein Aussehen verändert, so ändert er das seine auch. Im Frühjahr ist er hellgrün, später wird er dunkler, und gegen den Herbst hin wird er bräunlich. Wenn die Fliege oder Motte nahe genug ist, hält sich der Frosch mit einem Fuße fest, schnellt wie der Blitz auf seine Beute los, und selten entgeht ihm diese. Er findet fortwährend reiche Speise, und auch der Trank fehlt nicht. Diesen bieten ihm die Regentropfen und der Tau, der an den Blättern hängt, und er führt den ganzen Sommer hindurch ein lustiges, fröhliches Leben.

Hermann Wagner.

202. Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne und weiter nichts im Vermögen als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gerne nach seinem Tode das Haus gehabt, dem Vater war aber einer so lieb als der andere, da wußte er nicht, wie er's anfangen sollte, daß er keinem zu nahe träte; verkaufen wollte er das Haus auch nicht, weil's von seinen Voreltern war, sonst hätte er das Geld unter sie geteilt. Da fiel ihm endlich ein Rat ein, und er sprach zu seinen Söhnen: „Geht in die Welt und versucht euch, und lerne jeder sein Handwerk; wenn ihr dann wiederkommt, wer das beste Meisterstück macht, der soll das Haus haben."

Das waren die Söhne zufrieden, und der älteste wollte ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtmeister werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Haus zusammenkommen wollten und zogen fort. Es traf sich auch, daß jeder einen

tüchtigen Meister fand, wo er was Rechtschaffenes lernte. Der Schmied mußte des Königs Pferde beschlagen und dachte: „Nun kann dir's nicht fehlen, du kriegst das Haus.“ Der Barbier rasierte lauter vornehme Herren und meinte auch, das Haus wäre schon sein. Der Fechtmeister kriegte manchen Hieb, biß aber die Zähne zusammen und ließ sich's nicht verdrießen, denn er dachte bei sich: „Fürchtest du dich vor einem Hieb, so kriegst du das Haus nimmermehr.“ Als nun die gesetzte Zeit herum war, kamen sie bei ihrem Vater wieder zusammen; sie wußten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, saßen beisammen und ratschlagten. Wie sie so saßen, kam auf einmal ein Hase übers Feld daher gelaufen. „Ei,“ sagte der Barbier, „der kommt wie gerufen,“ nahm Becken und Seife, schaumte so lange, bis der Hase in die Nähe kam, dann seifte er ihn in vollem Laufe ein und rasierte ihm auch in vollem Laufe ein Stutzbärtchen, und dabei schnitt er ihn nicht und that ihm an keinem Haare weh. „Das gefällt mir,“ sagte der Vater, „wenn sich die andern nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein.“ Es währte nicht lang, so kam ein Herr in einem Wagen daher gerannt in vollem Jagen. „Nun sollt Ihr sehen, Vater, was ich kann,“ sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das in einem fort jagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Kerl,“ sprach der Vater, „du machst deine Sachen so gut wie dein Bruder; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll.“ Da sprach der dritte: „Vater, laßt mich auch einmal gewähren,“ und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzhieben über seinen Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel, und als der Regen stärker ward und endlich so stark, als ob man mit Mulden vom Himmel gösse, schwang er den Degen immer schneller und blieb so trocken, als säß er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erstaunte er und sprach: „Du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein.“

Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen im Haus und trieben ihr Handwerk, und da sie so gut ausgelernt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen, und als der eine krank ward und starb, grämten sich die zwei andern so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gewesen waren und sich so lieb gehabt hatten, alle drei zusammen in ein Grab gelegt.

Brüder Grimm.

203. Die Geschichte vom Daumenlang.

Es war einmal vor langer Zeit
Ein Mann, berühmt wohl weit und breit,
Den alle, die ihn kannten,
Herrn Daumenlang nur nannten.
Sein Kopf war wie ein Kirschenkern,
Sein Leib war wie ein Mandelkern.
Am Stäublein Mehl aß er sich voll;
Ein Tröpfchen Wein macht' ihn schon toll.
Und von dem kleinen Herrlein
Erzähl' ich nun ein Märlein.
Einmal trinkt's Männlein wieder Wein;
Da wird es froh, da fällt ihm ein,
Ins Freie zu spazieren
Und dort sich zu lustieren.
Wie es nun wandelt seinen Weg,
Da kommt es an den schmalen Steg
Und thut, — wer wagt desgleichen!
Auf das Geländer steigen.
Doch da geht's bald dem Männlein schlecht,
Und das geschieht ihm wirklich recht:
Es taumelt, fällt hinunter,
Und das war wohl kein Wunder.
Ein Bach fließt unterm Stege hin,
Das Männlein liegt und zappelt drin;
Doch ach! es kann nicht schwimmen.
Sein Röcklein ist schon wacker naß;
Sein rotes Köpflein wird schon blaß;
Sein Herz schlägt schon beklommen.
Da kommt ein Hecht geschwommen
Und schnappt — ein Hecht, der spaßt nicht viel —
Den kleinen Mann mit Stumpf und Stiel
Auf einen Schluck hinunter
Und schnalzt dabei ganz munter.
Am Bächlein stellt schon manchen Tag
Dem Hecht ein schlauer Fischer nach
Und kann ihn nicht bekommen,
Weil er gar schnell geschwommen.

Doch nun macht ihn das Männlein schwer;
Er schwimmt ganz langsam hin und her;
Der Fischer schleichet her ganz sacht',
Und früher, als er selbst gedacht,
Hat er in seinem Hamen
Schon Hecht und Mann zusammen.
Der Fischer geht zum Markte hin
Und denkt dabei in seinem Sinn:
„Den Hecht verkauf' ich teuer;
Es gibt nicht viele heuer."
Und wie er denkt,
So ist's geschehn.
Er darf kaum fünf Minuten stehn,
So kommt die Magd gelaufen,
Um Fische einzukaufen.
Der Fischer nimmt den Hecht heraus,
Die Köchin zahlt zehn Batzen aus
Und trägt den Kauf nach Hause
Zum guten Festtagsschmause.
Die Köchin holt bald aus dem Topf
Den Hecht und schlägt ihn auf den Kopf
Mit einem großen Hammer;
Das war dem Hecht ein Jammer.
Nun wetzet sie das Messer auch,
Und wie sie schneidet in den Bauch,
Da hüpft beim ersten Schnitte
Das Männlein aus der Mitte.
Die Magd hat keinen kleinen Schreck;
Sie läßt vor Angst auf seinem Fleck
Hecht, Messer, Topf und Hammer
Und läuft in ihre Kammer.
An Arm und Beinen zittert noch
Die Magd und guckt durchs Schlüsselloch
Und will dadurch nur sehen,
Was weiter wird geschehen.
Allein das Märchen ist nun aus.
Der Daumenlang ist ja heraus,
Er macht sich auf die Beine,
Trinkt nimmer viel vom Weine;

Und ist er nicht gestorben doch,
So lebt er sicher heute noch.

204. Sparsam ist nicht geizig.

Zwei Einwohner eines abgebrannten Dorfes gingen von Ort zu Ort, um milde Gaben einzusammeln. Da kamen sie zu einem grofsen Bauernhofe. Der Bauer stand eben vor der Thüre. Er verwies es einem Knechte ernstlich, dafs er die Stricke, woran die Ochsen gespannt waren, über Nacht im Regen gelassen habe und die Sachen nicht besser bewahre. Da die zwei Männer dies hörten, sagte einer zum andern: „O weh, dieser Mann ist geizig, da wird's nicht viel geben!“ Als sie näher kamen, wurden sie von dem Bauer ganz liebreich empfangen und ins Haus geführt. Sie erzählten ihm nun ihr Unglück. Der Bauer liefs ihnen zu essen geben, schenkte ihnen ein schönes Stück Geld und versprach, dazu noch zwei Malter Saatkorn in das verunglückte Dorf zu schicken. Die Männer verwunderten sich sehr über seine Wohlthätigkeit. Sie gestanden während des Essens freimütig, dafs sie ihn anfangs für geizig gehalten, weil er dem Knechte wegen einer solchen Kleinigkeit einen so harten Verweis gegeben hätte.

„Liebe Freunde,“ antwortete der Bauer, „eben deswegen, weil ich sparsam bin, bleibt mir noch so viel übrig, dafs ich Notleidenden helfen kann.“

Wilhelm Thieme.

205. Der Storch.

Von jung und alt mit Freuden begrüßt, erscheint Mitte März, wenn das Wetter günstig ist, der Storch wieder bei uns in der Ebene. Gebirge und dichte Wälder liebt er nicht. Er findet seine Nahrung nur im flachen Lande, wo Teiche, Sümpfe, Gräben, feuchte Wiesen vorhanden sind.

Zuerst kommt das Männchen an. Es sucht alsbald sein altes Nest wieder auf, zu sehen, ob es noch an der alten Stelle steht. Wer sollte es aber entfernt oder zerstört haben? Überall sind die Menschen dem Storche freundlich gesinnt, und seit alten Zeiten gilt er als ein unverletzliches Tier. Die Leute halten es für ein Glück, wenn ein Storch auf dem Dache ihres Hauses nistet. Manche befestigen ein

Rad oder eine Egge auf dem Dache, um dem Storche einen sicheren Nistplatz zu bereiten. Er weiß auch, daß der Mensch sein Freund ist; er fürchtet sich nicht vor ihm und spaziert in seiner Nähe gar sorglos umher.

Nun kommt auch das Weibchen an. Die beiden Störche machen sich mit Eifer daran, ein neues Nest zu errichten oder das alte auszubessern. Sie schleppen Stäbe und Reiser zusammen, legen Rasenstücke dazwischen und machen so eine breite Unterlage. Die Mitte bedecken sie mit allerlei weichen Dingen. Eine kleine Vertiefung ist für die Eier bestimmt.

Jetzt legt die Störchin drei bis fünf Eier und brütet darauf etwa vier Wochen. Selten nur löst sie der Storch in diesem Geschäfte ab. Er geht indessen auf Nahrung aus und versorgt das Weibchen gar treu damit. Langsam und mit ernsthafter Miene könnt ihr ihn auf der Wiese einherschreiten sehen. Der Hals ist abwärts gebogen. Kaum sieht er eine Beute, so stößt er mit dem Schnabel zu. Ist sie klein, so faßt er sie, wirft sie mit einem Ruck in den Schlund und verschlingt sie. Wenn aber das Tier, das er erlegt hat, größer ist, so wird es erst mit dem Schnabel bearbeitet und weich gemacht. Die Hauptnahrung des Storches sind die braunen Grasfrösche, die er den grünen Wasserfröschen vorzieht. Er verschluckt deren wohl sechzehn hintereinander. Wenn er besonders hungrig ist, frißt er sie auch lebendig. Dann toben und quaken sie oft noch eine Weile in dem langen Halse. Noch lieber frißt der Storch Schlangen. Zuweilen huschen diese ihm wieder aus dem Halse heraus, wenn er sich bückt. Auch Mäuse, Maulwürfe und dergleichen Tiere verschmäht der Storch nicht; Regenwürmer, Käfer, Engerlinge werden aufgelesen, und junge Hasen und Vögel sind vor dem hungrigen Kameraden nicht sicher.

Possierlich ist es anzusehen, wenn der Storch sich zum Fliegen erhebt. Er macht da einige sehr täppische Schritte, bis er in die Luft kommt. Dann aber schwingt er sich mit einem Rucke auf. Sein Flug ist prächtig. Oft schwebt er große Strecken dahin, ohne einen Schlag mit den Flügeln zu thun.

Wann die Jungen ausgekrochen sind, dann beginnt für den Storch die Arbeit. Die Kleinen sind nicht leicht zu sättigen. Die erste Nahrung besteht aus Kaulquappen, Regenwürmern, zarten Fröschen, Engerlingen, Egeln und Käfern. Dies Futter trägt der Storch in seinem Halssack herbei und legt es den Jungen auf den Nestrand. Sie selber langen dann zu. Später bekommen sie alles, was der Storch selber frißt. Das Nest wird sehr reinlich gehalten, und stets sorgen die Alten

dafür, daß die Schlafstätte trocken und warm ist. Auch die Jungen sind höchst sauber, nach jeder Mahlzeit werden sie von den Alten mit dem Schnabel gereinigt und gekämmt.

In etwa zwei Monaten sind die Jungen fast so groß wie die Alten. Sie lernen klappern und empfangen die Alten, wenn sie Futter bringen, mit lauter Klappermusik. Dann beginnen unter der Aufsicht des Vaters und der Mutter die Fliegversuche. Bald fliegen sie mit den Alten aus, halten sich aber noch einige Zeit nachts auf dem Neste auf. Der Storch schläft auf einem Beine stehend, den Schnabel steckt er dabei unter die Schulterfedern.

Ende August, wenn die Sonne die Teiche und Seeen ausgetrocknet hat, denken die Störche an den Zug in wärmere Länder. Sie versammeln sich in großen Scharen, manchmal mehrere Tausende, an bestimmten Plätzen. In geordnetem Fluge ziehen sie dann nach dem Süden.

Harald Othmar Lenz.

206. Sonntag.

1. Gott im Himmel hat gesprochen:
   Sieben Tage sind in der Wochen;
   Sechs davon will ich euch geben,
   Schaffet da, was not zum Leben;
   Doch der Sonntag bleibe mein.
2. Da will ich euch unterweisen,
   Mir zu dienen, mich zu preisen,
   Gut und fromm vor mir zu sein.
   Liebes Kind, vergiſs es nicht,
   Was der Herr vom Sonntag spricht!

Wilhelm Hey.

207. Die Wichtelmänner.

Es war ein Schuster ohne seine Schuld so arm geworden, daß ihm endlich nichts mehr übrig blieb als Leder zu einem einzigen Paar Schuhe. Nun schnitt er am Abend die Schuhe zu, die wollte er den nächsten Morgen in Arbeit nehmen; und weil er ein gutes Gewissen hatte, so legte er sich ruhig zu Bett, befahl sich dem lieben Gott und schlief ein. Morgens, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte und sich zur Arbeit niedersetzen wollte, so standen die beiden Schuhe ganz fertig auf seinem Tisch. Er verwunderte sich und wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Er nahm die Schuhe in die Hand, um sie näher zu betrachten: sie waren so sauber gearbeitet, daß kein Stich daran falsch

war, gerade als wenn es ein Meisterstück sein sollte. Bald darauf trat auch schon ein Käufer ein, und weil ihm die Schuhe so gut gefielen, so bezahlte er mehr als gewöhnlich dafür, und der Schuster konnte von dem Geld Leder zu zwei Paar Schuhen erhandeln. Er schnitt sie abends zu und wollte den nächsten Morgen mit frischem Mut an die Arbeit gehen; aber er brauchte es nicht, denn als er aufstand, waren sie schon fertig, und es blieben auch nicht die Käufer aus, die ihm so viel Geld gaben, daß er Leder zu vier Paar Schuhen einkaufen konnte. Er fand früh morgens auch die vier Paar fertig; und so ging's immer fort: was er abends zuschnitt, das war am Morgen verarbeitet, also daß er bald wieder sein ehrliches Auskommen hatte und endlich ein wohlhabender Mann ward. Nun geschah es eines Abends, nicht lange vor Weihnachten, als der Mann wieder zugeschnitten hatte, daß er vor Schlafengehen zu seiner Frau sprach: „Wie wär's, wenn wir diese Nacht aufblieben, um zu sehen, wer uns solche hilfreiche Hand leistet?" Die Frau war's zufrieden und steckte ein Licht an; darauf verbargen sie sich in den Stubenecken hinter den Kleidern, die da aufgehängt waren, und gaben acht. Als es Mitternacht war, da kamen zwei kleine, niedliche nackte Männlein, setzten sich vor des Schusters Tisch, nahmen alle zugeschnittene Arbeit zu sich und fingen an, mit ihren Fingerlein so behend und schnell zu stechen, zu nähen, zu klopfen, daß der Schuster vor Verwunderung die Augen nicht abwenden konnte. Sie ließen nicht nach, bis alles zu Ende gebracht war und fertig auf dem Tische stand; dann sprangen sie schnell fort.

Am andern Morgen sprach die Frau: „Die kleinen Männer haben uns reich gemacht, wir müßten uns doch dankbar dafür bezeigen. Sie laufen so herum, haben nichts am Leib und müssen frieren. Weißt du was, ich will Hemdlein, Rock, Wams und Höslein für sie nähen, auch jedem ein Paar Strümpfe stricken; mach du jedem ein Paar Schühlein dazu." Der Mann sprach: „Das bin ich wohl zufrieden," und abends, wie sie alles fertig hatten, legten sie die Geschenke statt der zugeschnittenen Arbeit zusammen auf den Tisch und versteckten sich dann, um mit anzusehen, wie sich die Männlein dazu anstellen würden. Um Mitternacht kamen sie herangesprungen und wollten sich gleich an die Arbeit machen; als sie aber kein zugeschnittenes Leder, sondern die niedlichen Kleidungsstücke fanden, verwunderten sie sich erst, dann aber bezeigten sie eine gewaltige Freude. Mit der größten Geschwindigkeit zogen sie sich an, strichen die schönen Kleider am Leib und sangen:

„Sind wir nicht Knaben glatt und fein?
Was sollen wir länger Schuster sein!"

Dann hüpften und tanzten sie und sprangen über Stühle und Bänke. Endlich tanzten sie zur Thüre hinaus. Von nun an kamen sie nicht wieder; dem Schuster aber ging es wohl, solang' er lebte, und es glückte ihm alles, was er unternahm. Brüder Grimm.

208. Kleines Kunstwerk.

Erstes.

Die soll nicht meine Freundin sein,
Die nicht die Blumen liebt!

singt ein berühmter deutscher Dichter. — Wer sollte aber auch nicht die Blumen lieben? Ich habe ein kleines Töchterchen, das kehrt von keinem Spaziergang ohne einen Strauß bunter Blumen zurück. Dem habe ich manche kleine Kunstwerke darzustellen gelehrt, die auch euch zu lernen Freude machen wird. Hier das erste. Freilich muß es zu seiner Herstellung in eurer Nähe Lärchenbäume geben, denn die Hauptsache ist für uns, einen schönen halboffenen Zapfen dieses Baumes aufzufinden. In die kleinen Öffnungen des Zapfens stecken wir nun zarte Blumen, die wir uns auf Rainen und im Felde suchen, und zwischen diese noch feinere Gräser, vornehmlich sogenannte Flitterchen. Wenn unser Sträußlein nun fertig ist, legen wir den Zapfen mit den Blumen recht behutsam in ein kleines, mit Wasser gefülltes Schüsselchen. Nach einer Stunde hat sich der Zapfen so fest geschlossen, daß die Blumen in seinen Schuppen fest haften, als wären sie hier von Anfang an eingewachsen gewesen. Das gibt dann ein gar zierliches Blütengeschenk.

Ein zweites.

Die Klette kennt ihr. Leider treibt ihr auch oft manche Unart mit ihr, werft sie euch neckend an die Kleider, wohl gar in die Haare. Ihr könnt einen bessern Gebrauch von ihr machen, liebe Kinder. Pflückt euch ein Schürzchen voll, legt dann auf einen Tisch immer ein Klettenköpfchen an das andere, so daß eins an dem andern fest haftet, und bildet auf diese Weise eine kleine Scheibe aus Kletten. Diese macht zum Boden eines Körbchens. Nun baut ihr ringsherum den Rand auf; wenn dies geschehen ist, macht ihr ebenfalls aus Kletten den Henkel. Das niedlichste Körbchen steht jetzt vor euch, und ihr könnt es nun mit Blumen oder Beeren füllen und ein zierliches Blütenkörbchen vom Feld mit heimbringen.

Ein drittes.

Mein Töchterchen brachte kürzlich eine prächtige Blume aus dem Felde nach Hause. Schelmisch lächelnd hielt sie uns die große blaue Dolde entgegen. So mochte die herrlich „blaue Blume" ausgesehen haben, von der die Dichter fabeln. Staunend ging die schöne Blumenkrone von Hand zu Hand. Keines der Knaben und Mädchen hatte je dieses seltsame Gewächs gesehen. „Es ist ein Kornblumenkönig!" rief mein Töchterchen ihnen triumphierend zu; nur zu mir lachte der Schelm verstohlen hinter der Schürze hinüber. Hatte ich doch selbst ihr die Herstellung dieses kleinen Blumenwunders bei einem Gang durch das Ährenfeld gelehrt.

Als aber auch die kluge Mutter verwundert den seltenen Fund betrachtete, konnte sich unser Schalk des Kicherns nicht mehr erwehren. Lustig sprang er hinzu und löste lachend die mit ihren hohlen Stielen aufsitzenden Kornblumenköpfchen von dem grünen Schirmgestell einer großen Dolde. Es war der Blütenstengel einer Dilldolde, von welchem das Kind die kleinen Blütendöldchen entfernt, und den es dafür mit den blauen Köpfchen der Kornblume besteckt hatte. Da lag das blaue Rätsel zerpflückt. Die Angeführten lachten herzlich. Mutter drohte lachend ihrem Töchterchen mit dem Finger, und diese hielt dem sich sonst so klug dünkenden Herrn Bruder Tertianer den duftigen Dillstengel spöttisch unter die Nase.

Versucht den lustigen Blumenscherz nun auch einmal.

Ein viertes.

In meinem Ort lebt ein gebrechliches armes Mädchen. Es wollte sich gern beschäftigen und etwas verdienen, aber es war zu schwach für die leichteste Arbeit. Wie sollte dies bei der Gebrechlichkeit des armen Kindes geschehen?

Da ging ich einmal in der Stadt über den Blumenmarkt; es war im Monat Mai, in dem auch die dunkle Tanne ein lichtgrünes Frühlingskleid anzieht. Auf dem Tisch eines Gärtners standen Körbchen aus Tannenzweigen; vom Rand der Körbchen hingen die zarten grünen Zweige wie Fransen herab. Die Körbchen waren mit Moos gefüllt, und im feuchten Moose standen duftende Frühlingsblumen. Mein armes Mädchen kam mir in den Sinn, und ich handelte zwei von den Körbchen ein. Zu Haus angekommen, zerlegte ich das eine und fand unter den Tannenzweigen ein Gestell von dünnem Draht, das die Form des Körbchens und den Henkel bildete.

Um dieses Gestell waren die Tannenzweige zierlich gebunden. Ich verschaffte mir solchen biegsamen Draht, und bald hatte ich ein Körbchen fertig. Nun nahm ich das Mädchen in die Lehre, und nach kurzer Zeit konnte es mit seinen Blumenkörbchen ausziehen und fand Abnahme genug. Im Spätsommer mußte der Epheu die Tannenreiser ersetzen; Rand und Henkel der Körbchen wurden nun mit Epheuranken zart geschmückt. Wer nicht Geschick genug besitzt, das Drahtgestell selbst anzufertigen, wird es sich mit geringen Kosten herstellen lassen können. Man kann ein solches Gestell lange Zeit hindurch benützen und braucht nur immer und immer wieder das grüne Geflecht, Moos und Blumen zu erneuern. Kaum kann man sich einen lieblicheren Schmuck im Zimmer denken, als diese Körbchen. Karl Reinhold.

209. Eile mit Weile.

Eulenspiegel ging eines Tages über Feld. Unterwegs begegnete ihm ein Fuhrmann, der auf einer steinigen Straſse seine Pferde über Gebühr zum Laufen antrieb.

„Kann ich," fragte er im Vorbeijagen, „wohl noch vor Abend zur Stadt kommen?"

Eulenspiegel antwortete: „Wenn Ihr langsam fahret."

„Der Mensch ist wohl nicht gescheit," dachte der Fuhrmann und trieb seine Pferde nur noch mehr an.

Gegen Abend kam Eulenspiegel auf dem nämlichen Wege zurück und traf denselben Fuhrmann wieder auf der Straſse an, und zwar in groſser Verlegenheit. Von dem Jagen auf dem steinigen Boden war ihm ein Rad gebrochen. Er konnte also mit seinem Wagen nicht von der Stelle und muſste sich bequemen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen.

„Sagt' ich's Euch nicht," sprach Eulenspiegel, „daſs Ihr langsam fahren müſstet, wenn Ihr noch zur Stadt wolltet?"

210. Gottes Fürsorge.

1. Wer hat das schöne Himmelszelt
Hoch über uns gesetzt?
Wer ist es, der uns unser Feld
Mit Tau und Regen netzt?

2. Wer wärmet uns in Kält' und Frost?
Wer schützt uns vor dem Wind?
Wer macht es, daß man Öl und Most
Zu seiner Zeit gewinnt?

3. Ach, Herr, mein Gott, das kommt von dir,
Und du mußt alles thun,
Du hältst die Wacht an unsrer Thür'
Und läßt uns sicher ruhn!

4. Du nährest uns von Jahr zu Jahr,
Bleibst immer fromm und treu
Und stehst uns, wenn wir in Gefahr
Geraten, gnädig bei.

Paul Gerhardt.

211. Der gerettete Handwerksbursche.

Ein Handwerksbursche ging in der grimmigsten Kälte mit seinem Bündel über die Heide. Seine Kleider waren dünn und seine Strümpfe zerrissen. Da fror es ihn sehr; er weinte, und die Thränen froren ihm an die Augenwimpern. „Lieber Gott!" seufzte er, „weit und breit ist keine Stadt, kein Dorf, keine Hütte; ich werde erfrieren; ach, wie wird es meiner Mutter gehen! Sie hat ja, seit der Vater tot ist, niemand, der sie ernährt! — Er wollte laufen, aber seine Glieder waren starr. Er wurde schläfrig, legte sich in den Schnee auf sein Bündel und schlief ein.

Ein Postknecht ritt vorbei und sah ihn starr da liegen; er bemerkte jedoch einige Lebenszeichen an ihm, ritt schneller und zeigte es unter dem Thore der benachbarten Stadt an.

„Was hilft's?" sagten die hartherzigen Menschen; „bis wir hinauskommen, ist er tot."

Ein armer Taglöhner aber wärmte sich gerade in der Wachtstube; er hörte es und empfand großes Mitleid mit dem Unglücklichen. Ohne ein Wort zu sagen, ging er sogleich auf die Landstraße hinaus, fand den erstarrten Handwerksburschen, rieb ihn mit Schnee, und der Erstarrte erwachte endlich wieder. Darauf führte ihn der Taglöhner mit sich in die Stadt, nahm ihn in seine Stube auf und teilte mit ihm, was er hatte, bis der Handwerksbursche wieder weiterreisen konnte. Kaiser Joseph der Zweite erfuhr die schöne Handlung, rief den Taglöhner zu sich nach Wien und belohnte ihn, wie er alle guten Handlungen, die ihm bekannt wurden, zu belohnen pflegte.

Gotthilf Heinrich von Schubert.

212. Der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel.

Es war einmal an einem Sonntagsmorgen in der Herbstzeit, gerade als der Buchweizen blühte. Die Sonne war golden am

Himmel aufgegangen, der Morgenwind ging frisch über die Stoppeln, die Lerchen sangen in der Luft, die Bienen summten in dem Buchweizen, und die Leute gingen in ihren Sonntagskleidern nach der Kirche: kurz, alle Geschöpfe waren vergnügt und der Swinegel auch.

Der Swinegel aber stand vor seiner Thür, hatte die Arme übereinander geschlagen, guckte dabei in den Morgenwind hinaus, trillerte ein Liedchen vor sich hin, so gut und so schlecht, als es nun eben am lieben Sonntagsmorgen ein Swinegel zu singen vermag. Indem er nun noch so halbleise vor sich hinsang, fiel ihm auf einmal ein, er könne wohl, während seine Frau die Kinder wüsche und anzöge, ein bißchen im Felde spazieren und dabei sich umsehen, wie seine Rüben stünden. Die Rüben waren das Nächste bei seinem Hause, und er pflegte mit seiner Familie davon zu essen, und deshalb sah er sie denn auch als die seinigen an. Der Swinegel machte die Hausthüre hinter sich zu und schlug den Weg nach dem Felde ein. Er war noch nicht sehr weit vom Hause und wollte gerade um den Schlehenbusch, der da vor dem Felde liegt, hinaufschlendern, als ihm der Hase begegnete, der in ähnlichen Geschäften ausgegangen war, nämlich um seinen Kohl zu besehen. Als der Swinegel des Hasen ansichtig wurde, bot er ihm einen freundlichen guten Morgen. Der Hase aber, der nach seiner Weise ein gar vornehmer Herr war und grausam hochmütig dazu, antwortete nichts auf des Swinegels Gruß, sondern sagte zu ihm, wobei er eine gewaltig höhnische Miene annahm: „Wie kommt es denn, daß du schon bei so frühem Morgen im Felde herumläufst?" „Ich gehe spazieren," sagte der Swinegel. „Spazieren?" lachte der Hase, „mir dünkt, du könntest deine Beine auch wohl zu besseren Dingen gebrauchen." Diese Antwort verdroß den Swinegel über alle Maßen; denn alles kann er vertragen, aber auf seine Beine läßt er nichts kommen, eben weil sie von Natur schief sind. „Du bildest dir wohl ein," sagte nun der Swinegel, „daß du mit deinen Beinen mehr ausrichten kannst?" „Das denk' ich," sagte der Hase. „Nun, es käme auf einen Versuch an," meinte der Swinegel, „ich wette, wenn wir wettlaufen, ich laufe dir vorbei." „Das ist zum Lachen, du mit deinen schiefen Beinen!" sagte der Hase, „aber meinetwegen mag es sein, wenn du so große Lust hast. Was gilt die Wette?" „Einen goldenen Dukaten und eine Flasche Wein," sagte der Swinegel. „Angenommen," sprach der Hase, „schlag ein, und dann kann's gleich losgehn." „Nein, so große Eile hat es nicht," meinte der Swinegel, „ich bin noch ganz nüchtern; erst will ich nach Hause gehen und ein bißchen frühstücken. In einer halben

Stunde bin ich auf dem Platze.“ Darauf ging der Swinegel, denn der Hase war es zufrieden.

Unterwegs dachte der Swinegel bei sich: „Der Hase verläßt sich auf seine langen Beine, aber ich will ihn schon kriegen. Er dünkt sich zwar ein vornehmer Herr zu sein, ist aber doch ein dummer Kerl, und bezahlen muß er doch.“ Als nun der Swinegel zu Hause ankam, sagte er zu seiner Frau: „Frau, zieh dich eilig an; du mußt mit ins Feld hinaus.“ „Was gibt es denn?“ sagte die Frau. „Ich habe mit dem Hasen um einen goldenen Dukaten und eine Flasche Wein gewettet; ich will mit ihm um die Wette laufen, und da sollst du dabei sein.“ „O mein Gott, mein Mann!“ schrie die Frau, „bist du nicht klug, hast du den Verstand verloren? Wie kannst du mit dem Hasen um die Wette laufen wollen?“ „Halt das Maul, Weib,“ sagte der Swinegel, „das ist meine Sache. Räsonniere nicht in Männergeschäfte. Marsch, zieh dich an, und dann komm mit!“ Was sollte die Frau machen? Sie mußte wohl folgen, sie mochte wollen oder nicht.

Als sie nun mit einander unterwegs waren, sprach der Swinegel zu seiner Frau: „Nun passe auf, was ich dir sagen werde. Sieh, auf dem langen Acker dort wollen wir unsern Wettlauf machen. Der Hase läuft nämlich in der einen Furche, und ich in der andern, und von oben fangen wir an zu laufen. Nun hast du weiter nichts zu thun, als du stellst dich hier unten in die Furche, und wenn der Hase auf der andern Seite ankommt, so rufst du ihm entgegen: Ich bin schon da.“

Damit waren sie beim Acker angelangt, der Swinegel wies seiner Frau ihren Platz an und ging nun den Acker hinauf. Als er oben ankam, war der Hase schon da. „Kann es losgehen?“ sagte der Hase. „Ja wohl,“ erwiderte der Swinegel. „Dann man zu!“ Und damit stellte sich jeder in seine Furche. Der Hase zählte: „Eins, zwei, drei!“ und los ging er wie ein Sturmwind den Acker hinunter. Der Swinegel aber lief nur ungefähr drei Schritte, dann duckte er sich in die Furche nieder und blieb ruhig sitzen.

Als nun der Hase im vollen Laufe unten ankam, rief ihm des Swinegels Frau entgegen: „Ich bin schon da!“ Der Hase stutzte und verwunderte sich nicht wenig. Er meinte nicht anders, als es wäre der Swinegel selbst, der ihm das zurufe, denn bekanntlich sieht des Swinegels Frau gerade so aus wie ihr Mann.

Der Hase aber meinte: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Er rief: „Noch einmal gelaufen, wieder herum! Und fort ging es

wieder wie der Sturmwind, so daß ihm die Ohren am Kopfe flogen. Des Swinegels Frau aber blieb ruhig auf ihrem Platz. Als nun der Hase oben ankam, rief ihm der Swinegel entgegen: „Ich bin schon da!“ Der Hase aber, ganz außer sich vor Eifer, schrie: „Nochmal gelaufen, wieder herum!“ „Mir recht,“ antwortete der Swinegel, „meinetwegen so oft, als du Lust hast.“ So lief der Hase dreiundsiebzigmal, und der Swinegel hielt es immer mit ihm aus. Jedesmal, wenn der Hase unten oder oben ankam, sagte der Swinegel oder seine Frau: „Ich bin schon da.“

Zum vierundsiebzigstenmal aber kam der Hase nicht mehr zu Ende. Mitten auf dem Acker stürzte er zur Erde, das Blut floß ihm aus dem Halse, und er blieb tot auf dem Platze. Der Swinegel aber nahm seinen Dukaten und die Flasche Wein, rief seine Frau aus der Furche ab, und beide gingen vergnügt nach Hause, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.

So begab es sich, daß auf der Buxtehuder Heide der Swinegel den Hasen zu Tode gelaufen hat, und seit jener Zeit hat es sich kein Hase wieder einfallen lassen, mit dem Swinegel um die Wette zu laufen.

Ludwig Bechstein.

213. Die Hausschwalbe.

Die Schwalben nähren sich nur von Insekten. Sie können also im Winter nicht bei uns bleiben, sondern müssen wärmere Gegenden aufsuchen, wo sie ihre Nahrung finden. In grofsen Scharen sammeln sie sich im Herbste und üben sich eifrig im Fliegen. Dies setzen sie mehrere Wochen fort. Ende September oder im Anfange des Oktobers brechen sie dann auf, erheben sich hoch in die Luft und wenden sich dann nach Süden. Im April erscheinen sie wieder, und alt und jung freut sich darüber und ruft: „Die Schwalben sind wieder da.“ Bald nach ihrer Ankunft suchen die einen ihr altes Nest wieder auf und bessern es sorgfältig aus, die andern bauen ein neues. Das ist gebildet wie eine Halbkugel. Sie bringen es an Stellen an, welche recht geschützt sind vor Wind und Wetter. Es wird aus schlammiger oder fettiger Erde gebaut, welche die Schwalbe in kleinen Klümpchen mühselig im Schnabel zusammenträgt. Diese Klümpchen überzieht sie mit ihrem Speichel und klebt eines nach dem andern an, bis ihr kunstvoller Bau

vollendet ist. Der Eingang oder das Flugloch ist sehr eng. Das Innere wird mit weichen Federn, Haaren, Wolle und ähnlichen Stoffen warm ausgefüttert. Bei schönem Wetter braucht ein Schwalbenpaar acht bis zwölf Tage für die Herstellung dieses Nestes. Ihre Unermüdlichkeit ist bewunderungswürdig, und ihr solltet nicht versäumen, ihnen einmal dabei zuzusehen.

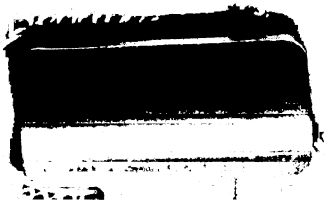
Nun legt das Weibchen vier bis sechs schneeweifse Eier und brütet; ist das Wetter schön, so wird es dabei von dem Männchen gefüttert; ist das Wetter aber schlecht und darum das Futter selten, so mufs das Weibchen selber auf Nahrung ausgehen. Nach etwa zwölf Tagen kriechen die Jungen aus dem Ei, und nach etwa sechzehn Tagen sind sie oft schon so weit gediehen, dafs sie das Nest unter der Aufsicht ihrer Eltern verlassen können. Nun üben sie sich im Gebrauche ihrer Glieder, bis sie so kräftig und geschickt sind, selbst für sich zu sorgen. Indessen werden sie mit allerlei Fliegen und Mücken, Schmetterlingen und Käfern gefüttert. Anfangs kehren sie jeden Abend nach dem Neste zurück, und der Raum ist dann so beengt, dafs es lange dauert, bis sie zur Ruhe kommen. Die Balgerei und der Streit ist oft so grofs, dafs man sich wundern mufs, dafs das Nest nicht herabfällt oder zerbricht.

Zuweilen begegnet es der Hausschwalbe, dafs der freche Spatz das Nest in Besitz nimmt, wenn es gerade fertig ist. Ohne viel Umstände kriecht er hinein und sieht keck zum Fenster hinaus. Die armen Schwalben können nichts gegen den Eindringling ausrichten. Sie flattern zwar mit ihren Nachbarn mit Geschrei um das Nest, schnappen auch einmal nach dem Spatz, wagen aber nicht, ihn wirklich zu packen. Der kümmert sich wenig darum und bleibt ruhig in dem Hause, das er sich angeeignet hat. Er richtet es nun nach seiner Weise her, und man kann leicht sehen, ob ein Spatz in einem Schwalbennest haust; da hängen allerlei lange Fäden und Halme heraus, denn der Spatz ist ein unordentlicher Geselle. Manchmal treibt der Spatz es noch ärger. Er drängt sich in ein Schwalbennest, in welchem schon Junge sitzen, fällt über diese her, nimmt eines nach dem andern beim Schopf und wirft sie zum Nest hinaus. Dann bläht er sich gewaltig auf und stimmt ein Sieggezirpe an. Man hat erzählt, dafs einmal die Schwalben einen solchen Übelthäter, der nicht aus ihrem

Neste heraus wollte, eingemauert hätten. Aber das ist ein Märchen. Der Spatz hätte dem wohl nicht so geduldig zugesehen. Alfred Eduard Brehm.

214. Vertraue auf Gott!

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Not und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut. Georg Neumark.

Pierersche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

YB 35716